2. 9. 42

7. Jahrgang Heft 5/6 Mai/Juni 1942

STADTBIBLIOTHEK SPELDING

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

SCHWÄLMER DORFJUGEND
beim Pfingstumzug
Holzburg in Hessen

Amtliches Organ des
Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte
und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Preis 90 Pfg.

7. Jahrgang 1942

Germanen-Erbe

Heft 5/6

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

Gerda Merschberger: Die germanische Frau im Lebenskampf ihres Volkes 66

Emerich Schaffran: Germanische Kunst zwischen Vinschgau und Gardasee 72

Volkmar Kellermann: Die heilige Lanze 78

Hermann Harder: Die göttlichen Zwillinge 84

Bernd Hohmann: Ein altes Bauernthing in den Harzbergen 86

Hermann Phleps: Das bajuwarische Türgefüge . . 87

Wilhelm Niemeyer: Hakenkreuz — Baskenkreuz. Ein Bericht aus dem Baskenlande 93

Nachrichten 94

Bücheranzeigen 96

Das ist Heldenschaft:

Das Notwendige für die Ehre wagen,

Mags Heil, mags Unheil bringen.

Felix Dahn

„Germanen-Erbe" erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg. Halbjährlicher Bezugspreis RM. 2.70. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18b

PFINGSTEN IN OBERBADEN

Der Pfingstg'häs in Weisweil im Ried

Gerda Merschberger

Die germanische Frau im Lebenskampf ihres Volkes

Kein Wort kennzeichnet die Haltung, die unsere germanischen Vorfahren von der Frau erwarteten, besser als das des römischen Geschichtsschreibers Tacitus über ihre feierliche Eheeingehung und den gegenseitigen Austausch der Hochzeitsgaben. Er sagt: „Solche Gaben gelten als das festeste Band, als geheiligtes Brauchtum, ja selbst als die Schutzgötter des Ehebundes. Damit die Frau nicht glaube, sie stehe außerhalb der Wechselfälle des Krieges, die heldenhafte Gesinnung erfordern, mahnt sie gleich der Beginn ihrer Ehe daran, daß sie als Gefährtin des Mannes in Mühen und Gefahren komme, um sein Schicksal und seine Wagnisse in Krieg und Frieden zu teilen. Dies künden die zusammengeschirrten Rinder, das gezäumte Roß und die Waffengaben. In diesem Geiste soll sie leben und sterben: was sie empfange, müsse sie unentweiht auf ihre Kinder vererben, damit es wert sei, dereinst von einer Schwiegertochter wiederempfangen und an die Enkel weitergegeben zu werden".

Diese kurzen Sätze zeigen, daß die beiden Höchstwerte germanischen Menschentums, Ehre und Treue, als genau so selbstverständliche Forderung über dem Leben der Frau standen, wie über dem des Mannes. Wie ernst es ihr war, sie wirklich zu erfüllen, lehren zahllose Beispiele von weiblichem Opfermut aus Geschichte, Sage und Mythos. Mit die packendsten wissen uns die altisländischen Familiengeschichten zu berichten. Dieser Erzählschatz ist für uns darum so einzigartig wertvoll, weil er das tatsächlich gelebte Leben altgermanischer Bauerngeschlechter widerspiegelt, ohne es zu verherrlichen, aber auch — trotz aller Gefühlsregungen — ohne jede Sentimentalität, herzhaft und stark, wie es nun einmal war.

Schon in dem rein persönlichen, freiwillig mit dem Gatten geteilten Schicksal bekunden germanische Frauen eine oft beispielhafte Haltung. Mit besonderer Anerkennung erzählt eine der Isländer-Sagas von Aud, der Frau des Geächteten Gisli, die ihrem von mächtigen Feinden gehetzten Mann in unwandelbarer Treue zur Seite steht, ein Frauenleben, das in manchem an die Gemahlin Heinrichs des Löwen, Mathilde, gemahnt, die aus freien Stücken mit ihrem Gatten zusammen in die Verbannung ging. Als Gislis Verfolger versuchten, Aud zu bestechen, um ihr das Geheimnis seines Versteckes zu entlocken, und sie anfangs scheinbar darauf eingeht, verzagt selbst ihre Pflegetochter und klagt Gisli weinend das Vorgefallene. Doch der sagt nur: „Tröste dich, solange mir der Tod nur von Aud droht, bin ich um mein Leben nicht bange." Auds Treue vermochte allerdings nicht, das Verhängnis abzuwenden. Als es schließlich für Gisli kein Entrinnen mehr gibt, da versucht sie, noch von den Felsenklippen herab mit einem bloßen Knüppel bewaffnet, ihrem Mann gegen die feindliche Übermacht zu helfen.

Die gleiche opferbereite Treue zeigt auch die alte Bergthora. Als im Verlauf einer Fehde die Gegner ihres Mannes sein Gehöft umstellt und bereits in Brand gesteckt haben, rufen sie sie heraus und gewähren ihr als Frau freien Abzug. Aber die schlichte Bäuerin antwortete nur: „Jung wurde ich dem Njal gegeben, da habe ich gelobt, ein Schicksal solle uns beide treffen", und sie tritt zu ihm zurück in das brennende Haus.

Über solche selbstgewählten Schicksale hinaus bewährte sich germanisches Frauentum hauptsächlich in Familie und Sippe. Zu allen Zeiten hat die Frau als die eigentliche „Seele" der Familie gegolten. Ihr Wesen bestimmt nicht nur maßgebend den im Hause herrschenden Geist, sondern ist oft genug ausschlaggebend für den inneren Zusammenhalt und damit das Gedeihen eines ganzen Geschlechtes. Vor allem lag schon in altgermanischer Zeit die Erziehung der Kinder, dieses kostbarsten Gutes eines Volkes, weitgehend in den Händen der Mutter. Was aber gerade in den bildefähigsten, frühesten Kinderjahren in die jungen Gemüter eingepflanzt wird, das pflegt besonders tiefe Wurzeln zu schlagen, ja oft für die weitere Zukunft entscheidend zu werden.

Der damit übernommenen hohen Verantwortung war sich die germanische Frau vollauf bewußt. Soweit unsere Quellen überhaupt etwas darüber melden, geben sie zu erkennen, daß die Mutter unabläßig bemüht war, Stolz, Ehrbewußtsein und Bereitschaft zur Tat schon in den Kindern zu wecken und großzuziehen. Hierher gehört auch ein uns heute nur noch schwer verständlicher Zug altgermanischer Sippenpflicht: nämlich die oft verkannte Blutrache. Sie war nicht aus primitiver Vergeltungslust geboren worden, wie das jüdische „Auge um Auge, Zahn um Zahn". Vielmehr stellte sie die unverbrüchliche Sippeverbundenheit aller ihrer Glieder und die gemeinschaftliche Verfechtung der Rechte jedes Einzelnen noch über seinen Tod hinaus unter Beweis. Wie schwer dabei die als heilig empfundene Pflicht der Blutrache auf den sie ausführenden Männern mitunter lastete, zeigt so manches Beispiel ihres

Zauderns bei der Erfüllung. Niemals dagegen erleben wir ein ähnliches Zaudern bei der Frau. Unerbittlich, oft scheinbar fühllos, mahnt sie zur Rache, selbst wenn sie weiß, daß sie ihre eigenen Kinder oder andere nahe Angehörige in den Tod schickt. In solchen Augenblicken wächst sie ganz über sich selbst hinaus. Alles Persönliche, dem augenblicklichen Wohlbefinden Dienende fällt von ihr ab, vor dem mit sicherem Instinkt geschauten Ziel: der Reinhaltung der Sippenehre, die nach altgermanischer Auffassung allein eine lebenswerte Zukunft verbürgt.

Es wäre jedoch vollkommen verfehlt, aus der hieraus sprechenden Einstellung auf einen Mangel an Gefühl oder gar an Mutterliebe bei den germanischen Frauen schließen zu wollen. Im Gegenteil besitzen wir aus den gleichen altisländischen Sagas, die uns soviel von Sippenfehde und Blutrache erzählen, auch prachtvolle Beispiele, zu welchen Leistungen eine Mutter schon damals fähig war. Mit größter Hochachtung wird u. a. der kühnen Tat Helgas, der Frau des Geächteten Hörd, gedacht. Als seine Widersacher versuchen, seine beiden kleinen Söhne in ihre Gewalt zu bringen, um diese zukünftigen Rächer unschädlich zu machen, sprang die beherzte Mutter kurz entschlossen mit ihnen ins Wasser. Unter Einsatz des eigenen Lebens rettete sie schwimmend zuerst das dreijährige Söhnlein auf eine nahegelegene Insel hinüber und holte dann den größeren, siebenjährigen Jungen nach, den auf halbem Wege bereits die Kräfte zu verlassen drohten.

Wie stark sich die von einer solchen stets opferbereiten Haltung ausströmenden Kräfte des germanischen Frauentums auch im großen Rahmen des Gesamtvolkes auswirkten, das hatten die Feinde unserer Vorfahren sehr bald erkannt. Felix Dahn, der unübertroffene Nachgestalter germanischen Schicksals, legt darum einem von ihnen das Wort in den Mund: „Und wie erziehen sie, Mütter ohnegleichen, ihre Kinder immer wieder zu dem gleichen edlen Trotz! In ihren Weibern muß man sie vernichten, die Germanen. Da sprudeln die tiefsten, die geheimsten, die verjüngenden Quellen ihrer Kraft". — Ebenso wie ihre Gegner waren sich natürlich auch unsere Vorfahren selber über diese geheimen Quellen ihrer Kraft sehr im klaren. Sie brachten ihren Frauen so hohe Achtung entgegen, daß der Römer Tacitus geradezu sagt: sie meinten, etwas Heiliges und Seherisches sei ihnen eigen und verbinde sie eng mit den göttlichen Mächten. Irgendwelche politischen Verträge sollen daher von unseren Vorfahren um so achtsamer und genauer eingehalten worden sein, wenn sich unter den von ihnen gestellten Geiseln gar Frauen oder Mädchen angesehener Geschlechter befanden. Das Lied von Walthari und Hildegund wäre hier als Beispiel zu nennen.

Unerträglich schien dem Germanen vor allem der Gedanke, Frauen und Kinder könnten in Feindeshand fallen, was damals gleichbedeutend mit Verschleppung in die Sklaverei war. Wenn sich daher Schlachten im Angesicht germanischer Frauen abspielten, was bei der gewaltigen Landnahme- und Reichsgründungsbewegung unserer Vorfahren oftmals vorkommen mochte, so war das stets ein Ansporn zu gesteigerter Tapferkeit. Ja, alte Quellen berichten davon, daß mitunter der Zuruf der Frauen und ihr Hinweis auf die ihnen drohende Gefangennahme eine schon wankende Schlachtenreihe wieder zum Stehen brachte und den Sieg doch noch an die germanischen Fahnen heftete.

Auch während eines Kampfes selbst, ebenso wie nach seiner Beendigung, suchten die Frauen ihren Männern auf jede nur mögliche Art und Weise beizuspringen. Hervorgehoben wird dabei stets, daß sie sich der Verwundeten annahmen, um ihnen rasche Hilfe zu bringen. Gerade wegen ihrer ärztlichen Kunst standen ja die Germaninnen gleichfalls in hohem Ansehen. Einzelheiten davon erzählen wiederum viele der Isländer-Sagas. Ein schöner und hochherziger, echt germanischer Charakterzug war es dabei, daß die Frauen ihre Hilfe oftmals bereitwillig sowohl dem wunden Freund wie dem Feind angedeihen ließen. — Einen Hinweis auf solche Kenntnisse der Frau in der Heilkunde besitzen wir möglicherweise bereits aus der Urgermanenzeit, konnte man doch durch chemisch-mikroskopische Untersuchungen feststellen, daß in den von den Frauen gern am Gürtel getragenen hübschen Bronzedosen bisweilen Heilkräuter aufbewahrt wurden.

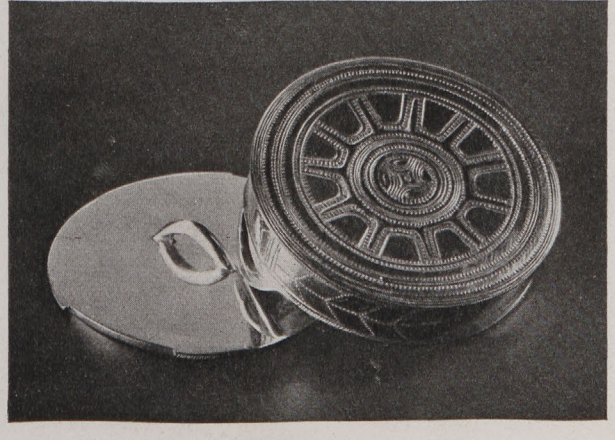


ABB. 1. GÜRTELDOSE einer germanischen Frau der Bronzezeit

Nur gelegentlich und dann wohl meist in höchster Not mochte es vorkommen, daß im Kampfgetümmel auch die Frau selbst zur Waffe griff. Sehr bezeichnend

ist hierfür die Tat der Isländerin Freydis, die sich auf amerikanischem Boden abspielte. Als die kleine Schar ihrer Begleiter vor der Übermacht der von allen Seiten herandrängenden Eingeborenen zurückwich, da raffte sie das blutige Schwert eines Gefallenen auf und warf sich — obwohl sie hochschwanger war — den Feinden entgegen. So furchtbar wirkte ihr Anblick, daß diese entsetzt flohen.

Allbekannt ist in diesem Zusammenhang auch das erschütternde Beispiel der tapferen Frauen und Mädchen der Kimbern und Teutonen. Als nach anfänglichen Siegen das Schlachtenglück von den Männern ihres Volkes gewichen war, da griffen sie schließlich selber in den Kampf ein. Sie wehrten nicht nur den Flüchtlingen, sondern hieben auch auf die Verfolger ein und verteidigten sich noch von der Wagenburg herab gegen die anstürmenden Römer. Doch allzu ungleich und aussichtslos war dies Ringen. Darum gaben sie zuletzt lieber sich und ihren Kindern mit eigener Hand den Tod, als den Siegern in Schande und Sklaverei zu folgen, „bis zum letzten Hauche in ihrem Mute unbesiegt". — Dieselbe unbezwingbare, stolze Haltung zeigt auch Thusnelda, die unglückliche Gattin unseres ersten großen Volkshelden, des Cheruskerfürsten Armin. Durch Verrat des eigenen Vaters wurde sie den Römern in die Hände gespielt und trug zwar trauernd, aber klaglos und ungebeugt ihr herbes Geschick.

Diesem heldenmütigen, zu jedem Opfer bereiten Geist, gerade auch der Frauen unseres Volkes, ist es mit zu danken, daß sich das Germanentum im Ringen um seine Weltgeltung nicht nur zu behaupten wußte, sondern auch die politische Neugestaltung und den kulturellen Wiederaufstieg Europas durchführen konnte. Die Mannestat allein reicht nun einmal nicht aus, eine Eroberung zum sicheren Besitz des betreffenden Volkes zu machen, so daß es dort seine Eigenart erfolgreich durchzusetzen vermag. Immer wieder müssen sich auch Frauen finden, die bereit sind, mit hinauszuziehen, um an der Seite des Mannes alles an eine unbekannte gefahrvolle Zukunft zu wagen. Diesem Ruf des Schicksals und ihres Volkes hat sich die germanische Frau niemals versagt. Ob in den endlosen Bauerntrecks der sog. Völkerwanderung, die sich in den Weiten der russischen Ebene schier verloren oder die an den Ufern des Mittelmeeres erst zum Stehen kamen, ob in den hochbordigen Schiffen, die den Glutboden Afrikas ansteuerten oder im Westen selbst bis nach Grönland und Nordamerika vorstießen: überall treffen wir neben dem wage-

ABB. 2. Germanen auf der Wanderung um die Zeitwende. Schulwandbild von W. Petersen, Pestalozzi-Fröbel-Verlag, Leipzig

ABB. 3. GEFANGENE GERMANISCHE FÜRSTIN *Markussäule, 2. Jahrh.*

mutigen, kühn ausgreifenden Germanen die dem gleichen inneren Gebot verpflichtete und unbeirrbar folgende Frau an.

Kein Wunder, daß der eddische Dichter das Vertrauen des Mannes in diese unbedingte Zuverlässigkeit und Schicksalsbereitschaft seiner Gattin oder nächsten Blutsverwandten als so tief empfindet, daß er es in die Verse kleidet:

„Ein achtzehntes kann ich,
das künde ich niemand,
außer der Einen,
die im Arm ich halte
als Ehefrau oder Schwester."

Das gleiche, starke Vertrauen in die Haltung und Einsicht der germanischen Frau begegnet uns in den zahlreichen Beispielen ihres unmittelbaren

Eingreifens in die lebenswichtigen politischen Entscheidungen ihres Volkes. Wohl das berühmteste dieser Art gibt die Seherin Weleda. Sie stand bei den rheinischen Germanenstämmen in so hoher Achtung und Ehrung, daß ihr Rat bei allen wichtigen Fragen eingeholt wurde. Selbst das Weltreich Rom, damals noch auf der Höhe seiner Macht, schickte daher politische Gesandtschaften an diese Frau, um mit ihr über Krieg und Frieden zu verhandeln, also über die weittragendsten politischen Entschließungen, die ein Volk überhaupt zu treffen vermag. Umgekehrt nahm eine andere Seherin namens Ganna, die aus dem Havellande

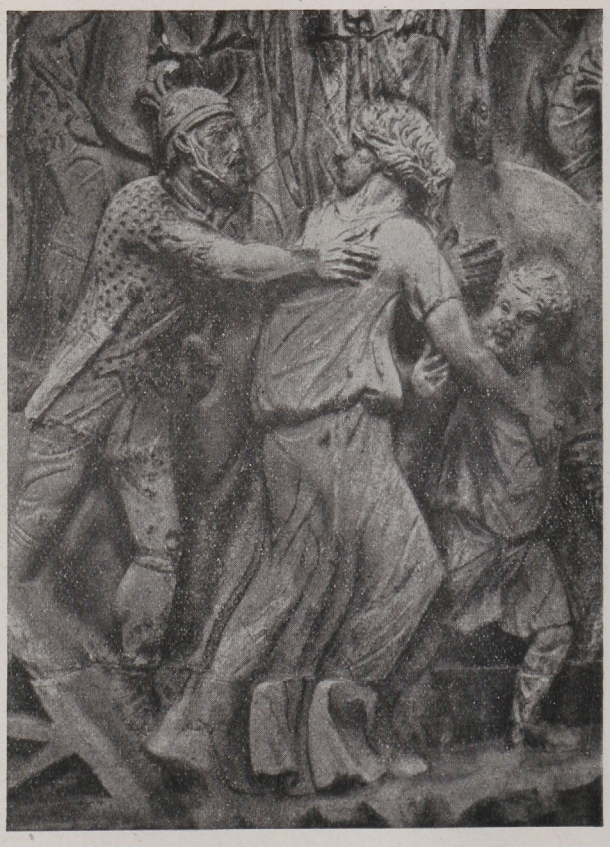


ABB. 4. GERMANISCHE FRAU, ihr Kind beschützend. Markussäule, 2. Jahrh.

stammte, an einer solchen Gesandtschaft ihres Volkes, der Semnonen, nach Rom teil.

Daß dies keine den gewohnten Rahmen sprengenden Einzelerscheinungen waren, lehrt sehr eindrucksvoll die altisländische Saga. Unter den dortigen Bauern galt es als Regel, daß die Frau ihren Mann in allen, auch öffentlichen Angelegenheiten vertrat, sobald er an der Ausübung seines Amtes verhindert war. Besonders lobend wird z. B. der Thorbjörg mit dem Beinamen „Die Stattliche", den das Volk ihr gab, gedacht. Sie führte sämtliche Bezirksangelegenheiten ihres Mannes selbständig weiter, so oft er vom Hofe abwesend

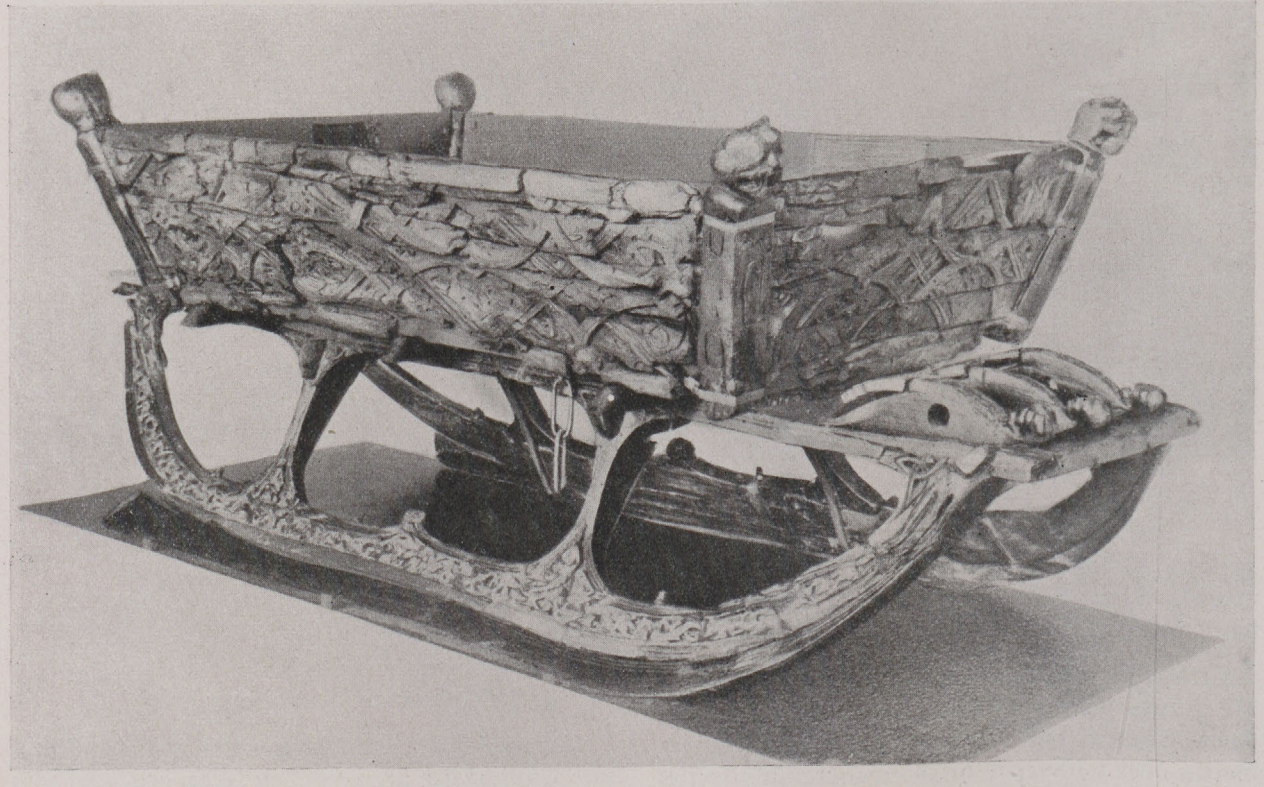


ABB. 5. SCHLITTEN aus dem Grabe der Königin Åsa *Wikingerzeit um 805*

ABB. 6. LANGOBARDENKÖNIGIN Theudelinde und ihre Familie *Tympanon des von ihr gestifteten Domes zu Monza um 600*

war, und das geschah zur ausdrücklichen Zufriedenheit aller Gemeindemitglieder, wie der Sagaerzähler betont.

Darüber hinaus haben sogar regelrechte Landnahmezüge unserer Vorfahren, die ohne Zweifel ein Höchstmaß an Führereigenschaften, Organisationstalent und Tatkraft erforderten, bisweilen unter weiblicher Leitung gestanden. So schreibt die langobardische Stammessage die rettende Planung einer teilweisen Auswanderung der von Hungersnot bedrohten Bevölkerung der klugen Gambara zu. Bei ihr holen sich dann auch während des Marsches selbst ihre beiden Söhne, die Herzöge und Anführer der ausgewanderten Langobarden, immer wieder Rat. — Ein Gegenstück hierzu finden wir, wie zu erwarten, wiederum in den altnordischen Sagas. Hier ist es die als besonders tüchtig und umsichtig gepriesene Unn, die nach dem Tode ihres Vaters seine Gefolgschaft, in erster Linie Sippenangehörige, um sich sammelt. Um dem beabsichtigten Überfall der Feinde zuvorzukommen, ließ sie in aller Stille Schiffe ausrüsten und segelte von Nordschottland über die Orkney- und Shetlandinseln hinüber nach Island. Tatsächlich gelang ihr die vielbestaunte Tat, auch alles Hab und Gut in die neue Heimat hinüberzuretten. Dort siedelte sie ihre Getreuen an und wurde später nach ihrem Tode allgemein tief betrauert.

Mit gleicher Zähigkeit und Hingabe an ihr Volk verteidigte selbstverständlich auch die nicht mithinausgezogene Frau an der Seite des Mannes ihre bedrohte Heimat. Wohl nur ein einziges der uns überkommenen germanischen Heldenlieder aus dem reichen Schatz der Edda, und zwar das „Hunnenschlachtlied", trägt solche ausgesprochen vaterländischen Züge. Alle anderen haben, dem eigentümlichen Hange der germanischen Heldendichtung folgend, derartige Geschehnisse allmählich ins rein Menschlich-Heldische oder Sippenmäßige umgewandelt. Bezeichnend für das genannte „Hunnenschlachtlied", das einen schweren Waffengang wahrscheinlich der Weichselgoten gegen die Hunnen widerspiegelt, ist es nun, daß es rühmend auch die tapfere Schwester des Gotenkönigs besingt. Ihr war der Grenzschutz des Landes anvertraut und in treuer Pflichterfüllung stellte sie sich selbst der anbrandenden Übermacht des Feindes entgegen und fand zusammen mit ihrer Gefolgschaft den Tod. Ein Bote überbrachte dem König die Schreckensnachricht:

„Von Süden komm ich
Kunde zu bringen:
Verbrannt ist Myrkwid,
die mächtige Heide,
(gebrochen die hohe
Burg der Südmark,)
überströmt das Gotenland
von der Streiter Blute.

Hingesunken,
ist Heidrecks Maid,
von Wunden geschwächt,
die Schwester dein,
schneller zum Kampfe
als zu kosen mit Buhlen,
und zur Halle zu eilen,
zum Hochzeitsfeste".

Ein unvergängliches Denkmal haben unsere Vorfahren dieser, auch im germanischen Frauen-

tum lebendigen heldenmütigen Gesinnung in ihren Mythen und Sagen in der Gestalt der Walküre oder Schildmaid gesetzt. Keineswegs sollte damit etwa der Amazonentyp verherrlicht werden. Das germanische Frauenideal war und blieb vielmehr stets die tatkräftige, umsichtige Bäuerin mit ihrem Pflichtenkreis, hauptsächlich als Hausfrau, Gattin und Mutter. Die Erscheinung der Walküre sollte nur — in mythischer Verklärung — die Fähigkeit der Germanin anzeigen, über sich selbst und den Alltag zu heldischer Größe hinauszuwachsen.

Den gleichen tiefen und unauslöschlichen Ausdruck für die Hochschätzung der germanischen Frau als der stets bewährten Lebens- und Kampfgefährtin des Mannes in allen Schicksalsnöten vermitteln uns die vorgeschichtlichen Bodenfunde. Der Hochsinn unserer Vorfahren hat ihnen dieselben, Zeiten überdauernden, ehrwürdigen Gräbermale geschaffen. Dort ruhen sie, die Mütter unseres Volkes, seit Jahrtausenden mit der gleichen Liebe und Sorgfalt für die weite Fahrt ins Jenseits ausgerüstet, wie der Mann. Sinnbildhaft für germanische Geisteshaltung und Frauenehrung ragt darunter aus der sturmbewegten Wikingerzeit der selbst die meisten Fürstengräber noch an verschwenderischer Pracht übertreffende Hügel der Königin Åsa am Oslo-Fjord auf.

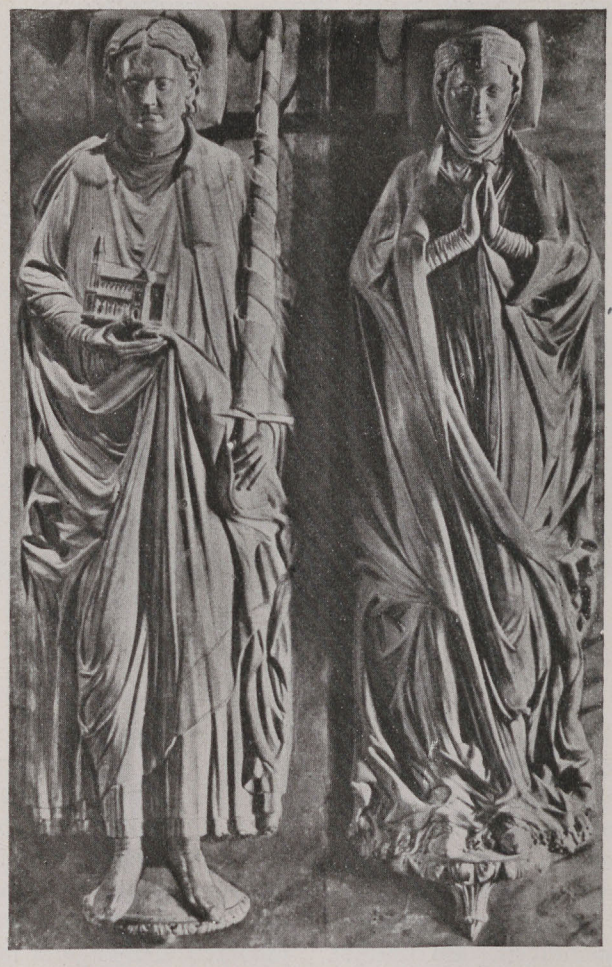


ABB. 7. HEINRICH DER LÖWE und seine Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunschweig

Emerich Schaffran

Germanische Kunst zwischen Vinschgau und Gardasee

Die „Südtiroler Bastion" bildete bei der Besetzung Oberitaliens durch die Ostgoten wie später durch die Langobarden einen sehr wichtigen Flankenschutz gegen Norden, und deshalb haben ihn alle germanischen Herrscher in der Poebene stark ausgebaut. Im Zusammenhang damit ergab sich auch eine dichte Besiedlung mit entsprechend reichen Kulturniederschlägen, in deren Mittelpunkt die alte Römerstadt Trient stand. Hier errichteten dann die Langobarden ein eigenes Herzogtum, dessen Bestand den Zusammenbruch des langobardischen Reiches in Oberitalien offenbar überdauerte.

Die Bodenfunde aus ostgotischer Zeit sind gering an Zahl und undeutlich im Stil; die weit länger dauernde und auch weit stärkere langobardische Besiedlung hatte hier verwischend gewirkt. Die Langobarden drangen bereits um 569 von Verona aus in das Etschtal ein und 10 Jahre später war ihr Flankenschutz gegen das fränkische Reich sogar bis in den Raum zwischen Bozen und Meran ausgedehnt, was durch Bodenfunde aus den Tal- wie den Gehängesiedlungen belegt ist. Vorübergehend griff ihre Herrschaft auch im Eisacktal bis gegen Säben und im Vinschgau bis zur Mündung des Martelltales vor. Während nun die langobardischen Kultureinflüsse nicht über das Nienztal hinaus reichten, gelangte hingegen der ganze obere Vinschgau einschließlich des schweizerischen Münstertales in diesen Einfluß, der dort auch von Como, vermittelt durch das alte Bistum Chur, einströmte. Dazu trat besonders im Nonsberg noch eine lange nachweisbare Zusammenarbeit mit der vorrömischen Urbevölkerung hinzu und auf diese Weise konnten langobardische Kunstgewerbler manche

interessante langlebige Stileinzelheit aus der Latènezeit umbildend verwenden.

Diese langobardische Kunstkultur ist am reichsten im Bereich des Herzogtums Trient, und die in der Stadt selbst und in ihrer nächsten Umgebung gemachten Funde gehören zu den wichtigsten dieser Art. Stilistisch hängen sie zwar mit der langobardischen Kunst Oberitaliens eng zusammen, doch werden darüber hinaus sowohl manche Einzelheiten selbständig ausgeformt, als auch viele in hochaltertümlicher Art beibehalten, wie denn überhaupt die langobardische Kleinkunst im Herzogtum Trient von auffallend nationaler Haltung ist. Diese Kunst erstreckte sich durch das Etschtal von Ala bis zum Beginn des Vinschgaus, umfaßte das Nordufer des Gardasees, das Ledrotal, Judikarien, das ganze Sarcatal bis Pinzolo, den Nonsberg und die westlichen Teile des Suganatales. Meine für den Spätsommer 1939 geplanten Untersuchungen, in welcher Stärke auch das Val Cembra in diesen Belangen dazu gehört, wurden durch den Krieg unterbrochen, ebenso Feststellungen, ob durch die Dolomiten (Gräber bei Agardo!) und durch die Carnia eine Verbindung zur langobardischen Kunst in Friaul bestand.

Das Museum in Trient besitzt eine überaus reiche und instruktive Sammlung von langobardischen Kleinfunden und ferner auch viele stilistisch dazugehörige Arbeiten in Stein. Interessante Ergänzungen bieten die Museen in Innsbruck, Meran, Bozen und Rovereto, wogegen das Stadtmuseum in Riva nur einige Denkmäler aus Stein beibringt.

Die vielen Fibeln im Museum zu Trient gehören zusammen mit einigen Stücken in den Museen Bozen und Rovereto zu einer in Südtirol deutlich entwickelten „volkstümlichen" Gruppe mit meist eckiger Fußplatte und einfacher, linear geometrischer Ornamentik (Abb. 1). Diese Ornamentik weist oft Beziehungen zur Hallstattkultur auf, die aus dem Zusammenleben der Langobarden mit der vorrömischen Bevölkerung, besonders im Nonstal entstanden sind. So einfach die Innenzeichnung der langobardischen Fibeln dieser Gruppe ist, so reich erscheint der Umriß. Meistens sind viele Randknöpfe vorhanden, sie sind oft flach und mit konzentrischen Kreisen geschmückt. Wo zonengeteilte Knöpfe auftreten, wird die Ornamentik reicher und die sonst meist verkümmerte Fußplatte geht dann in einen nach unten beißenden Tierkopf über (Abb. 1, 2). Ferner kommen bei den meisten dieser Südtiroler Fibeln kräftige Rundeln vor, ihr Zweck, dem Einhängen der Tragkette zu dienen, wird besonders bei Abb. 1, 3 verdeutlicht, wo die Ketten auch erhalten sind.

Alle diese Stilmerkmale lassen eine ungefähre Datierung dieser langobardischen Fibeln der volkstümlichen Gruppe zu. Das älteste Stück ist eine Spangenfibel mit runenartiger Innenzeichnung in

ABB. 1. LANGOBARDISCHE FIBELN *Museum Trient*

Bozen, um 600, das jüngste die vorerwähnte Tierkopffibel des Stiles I, gearbeitet noch vor 700.

Das Trienter Museum enthält auch eine beträchtliche Zahl von Fibeln in Kreuz- und Tierform. Der Schmuck ähnelt jenem auf den soeben genannten Spangenfibeln, auch was die latènezeitlichen Erinnerungen anbelangt. Die oft vorkommende Form des „Malteserkreuzes" könnte hier schon christlich sein, da in den aufnähbaren Goldkreuzen der langobardischen Totenhemden Parallelen vorhanden sind. Auf germanisch-heidnische Vorstellungen verweist möglicherweise der als Rabenkopf zu deutende Vogelrest auf einer Fibel aus Matarello. Zur Begründung sei nur auf das sporadische Beibehalten heidnischer Gebräuche noch bei den Langobarden des 8. und 9. Jahrhunderts verwiesen.

ABB. 2. GOLDKREUZ mit Inschrift Museum Trient

Ist die germanische Herkunft bei diesen Kreuzfibeln immerhin möglich, wenn auch nicht klar erweisbar, so ist dies bei der ansehnlichen Gruppe eiserner und bronzener Tierfibeln in den Museen Trient und Rovereto nicht mehr anzunehmen. Solche Tierfibeln sind in der langobardischen Kunstkultur überhaupt kaum nachweisbar.

Zu den großartigsten Grabfunden im Museum Trient gehören die aufnähbaren Goldkreuze, die Ohrringe, Halsketten und Anhänger. Auch bei den Trienter Goldkreuzen aus geflachtem Blech merkt man die oft fabrikationsartige Herstellung, nämlich das Herausschneiden der Kreuze aus einem größeren, schon ornamentierten Blech. Nur wenige dieser Kreuze sind daher Unikate. Ein solches ist zweifellos Abb. 2, wo im Mittelstück neben einem bärtigen Männerkopf eine schwer lesbare Inschrift zu sehen ist, die heute nicht mehr als (Domi)no Iff(o), sondern eher als (Domi)no (El)ef gelesen wird, wodurch ein Bezug auf den 573 in Pavia ermordeten König Klef möglich scheint.

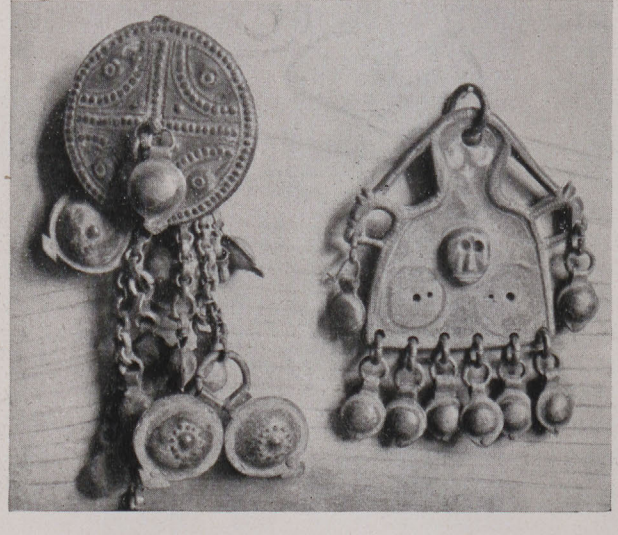


ABB. 3. ANHÄNGER Museum Trient

Der Stil des Kopfes, ähnlich jenem auf der Helmplatte des Königs Agilul in Florenz, läßt eine Datierung in das ausgehende 6. Jahrhundert durchaus zu.

Die Körbchenohrringe in Trient sind geschmackvoll in feinster Goldfiligrantechnik gearbeitet und hängen mit der ostgotischen Kunstindustrie zusammen. Die Zusammenarbeit langobardischer mit im Land zurückgebliebenen ostgotischen Goldschmieden ist bekannt, vielfach belegbar und erklärt diese Stilform.

Zwei seltsame Anhänger in getriebenem, gepunztem und gehämmertem Kupferblech sind, besonders was die an Ketten herabhängenden Scheiben anbelangt, ebenfalls ein Grenzfall zwischen ostgotischer und langobardischer Kunst (Abb. 3). Auch die Mitwirkung des gotisch-skythischen Kreises ist deutlich, und die Reihung kleiner angehängter Bleche geht sogar auf hellenistische Vorbilder aus den beiden letzten Jahrhunderten v. d. Ztr. zurück. Diese beiden wohl kaum nach 650 entstandenen Anhänger zeigen die ganze Problematik der germanischen Völkerwanderungskunst in Italien; bei dem Kopf auf einem dieser Anhänger sei auf die Verwandtschaft mit den „dämonischen" Köpfen in den Carceri longobardi in Cividale verwiesen.

In Trient ist ferner beachtenswert eine kleine Silberkapsel; sie trägt auf der einen Seite das Kniebild eines Mannes in einfacher germanischer Tracht und auf der anderen ein dichtes Geflecht von Tierleibern im Stil II. Dieses Ornament steht zeitlich wie formal einer fast mit dem gleichen Tiergeflecht bedeckten Steinplatte in einer Rumpelkammer der Klosterkirche St. Johann im Schweizer Münstertal sehr nahe, und beide Arbeiten nähern sich ferner stilistisch einer großen Reliquienkapsel in Chur. Diese als einheitlich anzusehende Denkmälergruppe zeigt also, daß das nordische Tiergeflecht innerhalb der

ABB. 4. SONNENSTEIN *Hafling, Pfarrkirche*

langobardischen Kunst nicht nur bei Kleingegenständen, sondern auch bei steinernen Kirchenmöbeln verwendet wurde.

An weiteren Kleinfunden sind noch zu erwähnen eine beträchtliche Zahl von Siegelringen, dann Waffen, Schildbuckel, Schnallen und Riemenzungen; auf sie kann hier leider nicht näher eingegangen werden.

Die vielen der langobardischen und nachlangobardischen Kunst angehörigen Denkmäler aus Stein befinden sich entweder in großer Zahl im Museum zu Trient — welches auch hierin seine ungewöhnliche Bedeutung erweist — oder heute noch in situ. Sie alle helfen das Bild einer reichen Kunstbetätigung im Herzogtum Trient zu ergänzen.

In der volkhaft sinnbildlichen Ornamentik der Langobarden spielt die Schlange eine gewisse Rolle. Wurde sie doch, wie Hymnen aus dem Jahre 667 berichten, noch damals im Bereich des Herzogtums Benevent und auf dem Monte Gargano verehrt. Ein großer Steinkessel im Museum zu Trient

ABB. 5. SONNENGOTT u. FENRISWOLF *Untermais bei Meran*

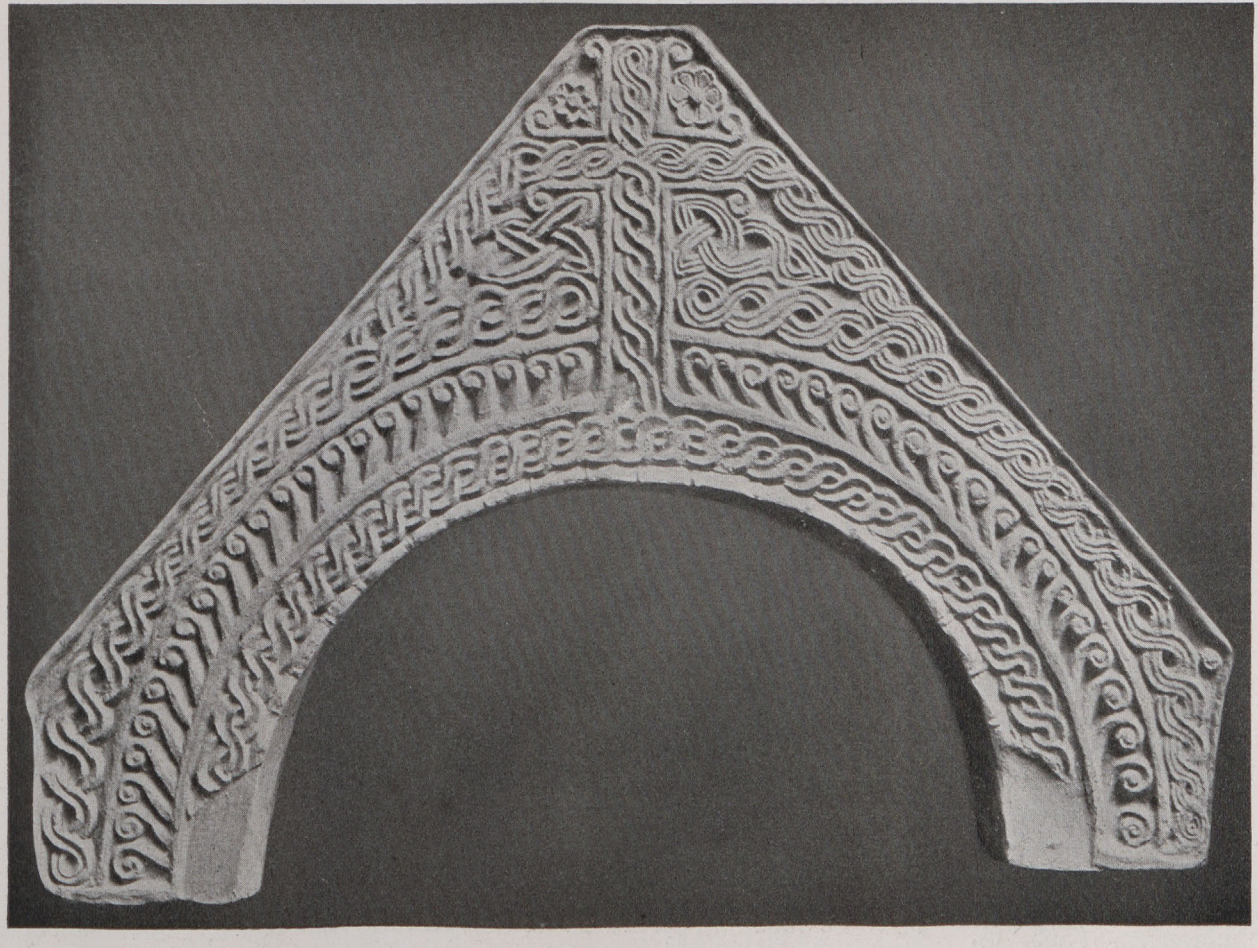


ABB. 6. STEINGIEBEL *aus Lundo (Judicarien)*

zeigt die Verwendung der Schlange in Verbindung mit einer pfeiltragenden Hand. Dieses Denkmal stammt wohl kaum mehr aus der Zeit des langobardischen Reiches; ist jedoch sicher noch vor dem Jahre 1000 entstanden. In abenteuerlicher Gestalt kommt die Schlange ferner auf einem schwer deutbaren Steinstück im Pfarrwidum von Lengmoos bei Bozen, dann auf dem sog. Sonnenstein an der Totenkapelle in Hafling bei Meran (Abb. 4) und auf einem sehr interessanten Steinrelief am Chor der Pfarrkirche zu Untermais (Meran) vor (Abb. 5). Der kultisch dämonologische Inhalt ist bei allen diesen Denkmälern sicher, in Hafling erkennt man außer den Schlangen noch den Sonnengott in der Haltung des absinkenden Jahres, den Lebensbaum und ein Sinnbild des aufsteigenden Jahres, in den figuralen Darstellungen von Unter-Mais den Sonnengott und den Fenriswolf.

ABB. 7. STEINPLATTE mit Tiergeflecht
St. Johann, Münster (Graubünden)

Die Erinnerung an die alte Kerbschnitttechnik der Langobarden wird bei mehreren Steinplatten in Trient mehr wie deutlich. Am schönsten zeigen dies die Steinplattenreste steinerner Kirchenmöbel aus der Umgebung von Stenico. Aber auch andere Steindenkmäler verdienen höchste Beachtung. Das gilt z. B. von einem Pilasterstück mit dem eingemeißelten ostgermanischen Personennamen Arguis (er wird in ähnlicher Form auch durch Paulus Diaconus, Histor. langob. lib. VI, cap. 24 bezeugt) und einem im Museum von Trient im Gipsabguß aufgestellten prächtigen Steingiebel aus Lundo in Judicarien (Abb. 6). Dieser bekrönte einst den Durchgang einer Chorschranke, wie eine solche zur Gänze erhalten sich heute noch in der Taufkapelle von Spalato befindet. Diese Torform wurde aus byzantinischen Anregungen im langobardischen Italien ausgebildet.

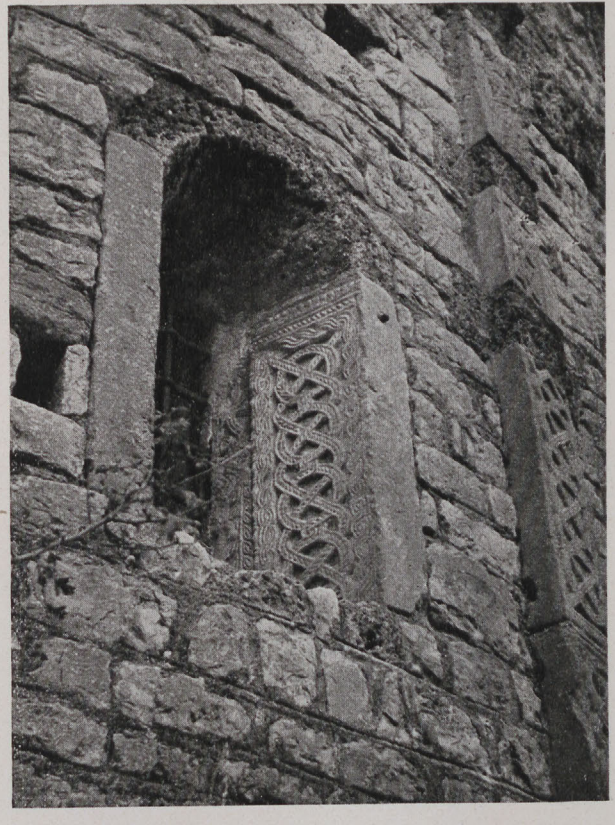


ABB. 8. LANGOBARDISCHE KIRCHENAUSSTATTUNG. Eingemauerte Reste, Tenno b. Riva

Die germanischen Steindenkmäler außerhalb einer musealen Aufbewahrung sind überraschend zahlreich und waren vielfach bis zum Beginn meiner im Auftrag der Deutschen Akademie in München und des Deutschen Alpenvereins begonnenen Forschungen teilweise unbekannt, zumindest nicht kritisch verwertet.

Die germanische Sinnbildwelt reicht hier bis in die Romanik hinauf; ein Männchen, den Jahresgott (?) darstellend, an einem Portal der Pfarrkirche von Burgeis im Obervinschgau belegt dies interessant, denn die Zeit ist schon weit nach dem Jahre 1000.

Genügend bekannt sind die reichen Marmorplatten in St. Benedikt zu Mals, ebenso auch der dort befindliche Stuckrest einer Apsidendekoration. Aber hier einseitig nur von einer karolingischen Kunst zu sprechen, heißt den formgeschichtlichen Zusammenhang dieser Arbeiten mit der langobardischen Kunst verkennen, die sich bei den vielen Steinresten der einstigen langobardischen Ausschmückung der Klosterkirche St. Johann im Münstertal noch deutlicher zeigt (Abb. 7). Da diese Stücke nicht vor 850 datiert werden können, erweist sich daraus die starke Lebenskraft der langobardischen Kunst.

Langobardisch ist einiges aus Säben, wogegen ein interessanter figuraler Steinblock aus Trens bei Brixen (heute

im Museum von Innsbruck) vermutlich weit eher bairisch, als langobardisch ist. Dieses Werk wird zusammen mit dem berühmten langobardischen Fürstensarg aus Civezzano (ebenfalls in Innsbruck) von mir einer gesonderten Behandlung zugeführt werden.

Von einigen ornamentierten Steinresten an mehreren Kirchen in Trient abgesehen, ist dann der ganze Raum zwischen dem mittleren Sarcatal und dem nördlichen Gardasee reich an noch an Ort und Stelle befindlichen germanisch-langobardischen Steinarbeiten, zumeist Platten aus früherer Kirchenausstattung. Manche Stücke kamen vor Jahren in das Museum von Trient, eine besonders reiche Platte unbekannter Herkunft in das Stiegenhaus des Lyzeums von Rovereto.

Eine Besichtigung dieser heute noch an Ort und Stelle befindlichen Denkmäler führt den Kunsthistoriker in die auch landschaftlich prächtig gelegenen Orte Vigo di Lomaso und Lundo in Judicarien und nach S. Vigilio bei Tione. Von Vigo di Lomaso dann südwärts weiter nach Vignole bei Arco mit einer schon stark byzantinisch durchkreuzten Reliefplatte an der Pfarrkirche, und dann nach Riva. Enthält die Stadt selbst in den Rathausarkaden mehrere aufschlußreiche Steinarbeiten aus dem späten 8. Jahrhundert, darunter als Gegenstück zu einer Säule im Hof der Kaserne San Salvatore zu Brescia, einen reich ornamentierten Säulenschaft, so sind außen an der Apsis der hoch und wunderbar schön gelegenen Kirche von Tenno zahlreiche Platten und Pilasterreste in wohl schon späten, wenn auch immer noch im Kern langobardischen Formen eingemauert (Abb. 8).

ABB. 9. SCHMUCKPLATTE aus Stein
Sirmione am Gardasee

Die zahlreichen und in jeder Beziehung bedeutungsvollen Bau- und Relieffunde vom südlichen Gardasee (wie z. B. in Bardolino, Cisano und Salò) fallen nicht mehr in den Rahmen dieses Aufsatzes (Abb. 9), wie auch auf die zeitlich wie stilistisch in Betracht kommenden Denkmäler der Malerei in Naturns (siehe Heft 7, 1939 dieser Zeitschrift) und die erst gründlich zu behandelnden Fresken in der zuhöchst gelegenen Kapelle von San Romedio im Nonstal hier derzeit ebensowenig mehr eingegangen werden kann, wie auf die vielen mit der nachlangobardischen Kunst in Zusammenhang zu bringenden Baureste im Etschtal zwischen Ala und Bozen und im Raum westlich davon bis zu den Bergen der Adamellogruppe. Es gibt hier noch Vieles und für die germanische Kultur der Völkerwanderungszeit Aufschlußreiches zu erarbeiten.

Schrifttum

Schaffran, E., Geschichte der Langobarden. Leipzig 1938.
—, Die Kunst der Langobarden in Italien. Jena 1941.
—, Die langobardische Besiedlung von Südtirol. „Forschungen und Fortschritte" 1939, Nr. 18.
—, Fundberichte in den „Mitteil. d. deutschen Akademie München, April u. Mai 1940.
Heuberger, Rätien zur Zeit der Römer und im frühen Mittelalter (Schlernschriften, 1930).
Gerola, Cecchelli und Roberti in Studi trentini.
Oberziner, Scavi e scoperti a Piè di Castello in Archivio Trentino 1883.
Orsi, P., Monum. christiani nel Trentino, in Archiv. storico per Trieste ecc. 1883.
Wieser, F., Das langobardische Fürstengrab von Civezzano. Innsbruck 1886.
Franz, L., Die Germanenfunde von Cirezzano, Innsbruck 1939.

Wo nur der Mut taugt,
Versagen die Waffen nicht.

Alter Spruch

Volkmar Kellermann

Die heilige Lanze

Auf den Felsritzungen der urgermanischen Zeit in Schweden finden sich neben den zahlreichen Darstellungen glaubensmäßigen Inhalts auch einige, die ein überlebensgroßes, also wohl göttliches Wesen zeigen in Verbindung mit einem ebenfalls besonders groß geritzten Speer. Das Bild von Litsleby (Abb. 1) zeigt den phallischen Gott, den Speer in der erhobenen rechten Hand, umgeben von einigen Schiffen, die, wie auch die übrigen Darstellungen lehren, anscheinend hier mit einbezogen werden müssen. Dies wird deutlich in dem Bilde von Kalleby (Abb. 2), auf dem wir den phallischen Gott wiederfinden, auf einem Schiffe stehend, vor ihm die Lanze. Darunter ein zweites Schiff mit drei Lurenbläsern. Und endlich das Bild von Tanum (Abb. 3), auf dem wir wieder das Schiff sehen, auf dem ein Mensch in hocherhobenen Händen den Speer über seinem Kopfe hält. Den großen Speer von zwei Menschen gehalten, finden wir auch auf dem Bilde von Himmelstadlund (Abb. 4). Aus diesen vier Bildern erhellt schon deutlich, daß der Speer einmal als Attribut einer Gottheit, aber auch gelöst von dieser als selbständiges Heiligtum dargestellt wird. Seine Bedeutsamkeit scheint durch die Umgebung und besonders durch die übernatürliche Größe erwiesen. Diese Beispiele ließen sich noch vermehren.

Aus der anschließenden Zeitspanne der frühesten Großgermanenzeit kennen wir eine Denkmälergruppe, die besonders in glaubensgeschichtlicher Hinsicht von großer Wichtigkeit ist: die Gesichtsurnen der frühostgermanischen Kultur im Weichselraum. Diese oft menschenähnlich ausgeführten Bestattungsgefäße zeigen oft einen reichen Schmuck von Darstellungen, von denen eine Anzahl mit zu unserem Betrachtungskreis gehört. Die Urnen sollen wohl weniger ein Porträt des Bestatteten wiedergeben, sondern eher den Ahnen als solchen, was auch eine gewisse Gleichförmigkeit der eingeritzten Bilder zu unterstreichen scheint. Wir wollen uns hier mit einer Gruppe beschäftigen, die wieder in besonders betonter Ausführung den Speer zeigt.

Eine ganze Reihe von Urnen trägt die immer wiederkehrende Darstellung einer Hand, die einen oder zwei Speere hält (Abb. 5), verbunden mit der Ritzung von Nadeln und einem Tier (Pferd), wie auch sonst die Darstellung eines ledigen Pferdes ebenso wie die eines Reiters recht häufig erscheint. Diese sinnbildlich dargestellte Grabbeigabe zeigt die große Bedeutsamkeit, die Speer und Roß auch als jenseitiges Eigentum des toten Ahnen besaßen. Meist ist zusammen hiermit noch ein Zeichen abgebildet, das wir späterhin als „Siegrune", dem Gotte Tyr zu eigen, wiederfinden: ↑, der auch den Speer führt, weniger als Waffe, sondern als Sinnbild richterlicher Gewalt (Mars Thincsus). Geographisch gesehen findet sich Wodan in dem gleichen Verbreitungsraum, der vorher Tyr zukam (de Vries).

Lanze, Reiter und Pferd erscheinen in den folgenden Jahrhunderten immer wieder vereint, mündend in die Überlieferung von Wodan. Ihre früheste plastische Darstellung fand diese Dreiheit in den provinzialrömischen Jupitergigantensäulen (Abb. 6), die wir besonders im germanischen Raum zahlreich antreffen. Es handelt sich hierbei um eine Säule mit einem bärtigen Reiter im flatternden Mantel auf einem springenden Pferd, der meistens eine nach unten gesenkte Lanze trug, wie Rostspuruntersuchungen, besonders deutlich an der Schiersteiner Säule, ergaben. Zu Füßen des Pferdes kauert der schlangenbeinige Gigant; diese Gruppen werden vor allem in Brunnen gefunden, sie müssen also unmittelbar neben solchen gestanden haben. Ein besonders schönes Beispiel ist in der Westdeutschen Zeitschrift 1886 mitgeteilt: zwischen Worms

ABB. 1. DER SPEERGOTT Litsleby in Bohuslän

und Speyer wurde bei Erdarbeiten eine verschüttete Quelle mit einer Jupitergigantenplastik aufgedeckt. Von dieser Quelle wußte seit langem niemand mehr, trotzdem hieß die Stelle, an der sie einst sprang, der „Gutleutebrunnen". — Damit erscheint diese Denkmälergruppe in Verbindung mit einer der germanischen Hauptverehrungsstätten, der Quelle.

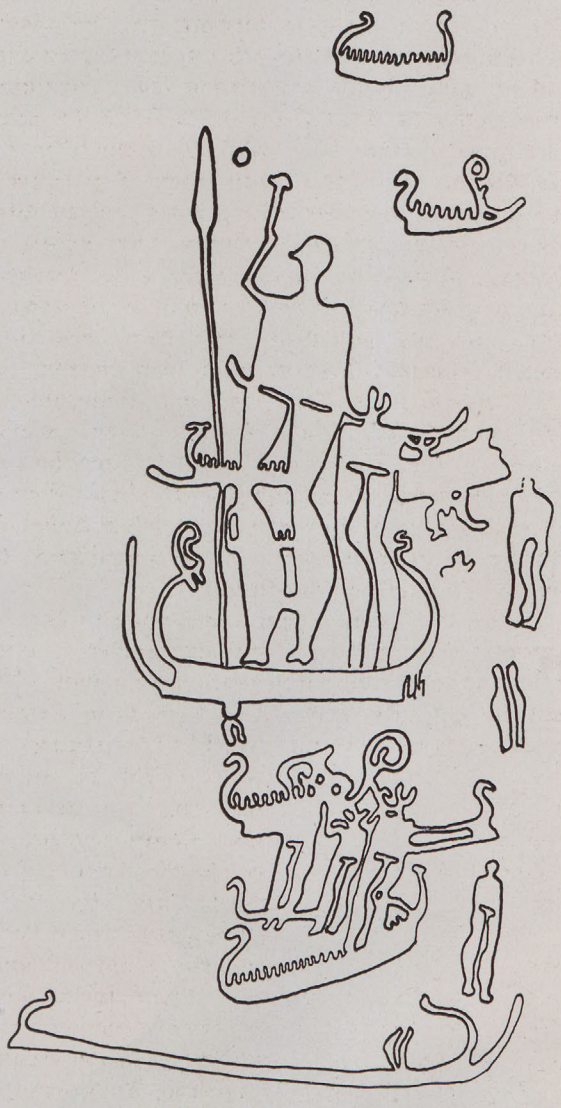


ABB. 2. DER SPEERGOTT auf dem Schiffe Kalleby in Bohuslän

Wenn wir jetzt die weiteren Bilder des Lanzenreiters betrachten, so wird ein unmittelbarer Zusammenhang deutlich, vor allem in den alamannischen Schmuckplatten (Abb. 7) und in dem berühmten Reiterstein von Hornhausen (Abb. 8). Sollte nicht auch das tierornamentale Schlangenbild auf dem Unterteil des Hornhausener Steins mit dem schlangenfüßigen Giganten zusammengehören, wie ja auch die Schlange zusammen mit den beiden Raben Hugin und Munin den reitenden Wodan auf den Schmuckplatten von Vendel (Uppland) begleitet? Auch der fränkische Bildstein von Niederdollendorf zeigt eine Lichtgestalt (Haupt mit Strahlenkranz), die in der rechten Hand den Speer hält. Daß es sich hier um die Darstellung einer göttlichen Wesenheit handelt, ist aus allem anzunehmen.

Besonders beweisen jedoch die Bedeutsamkeit des Speeres die Funde der Runenspeere, von denen das Müncheberger Stück (Abb. 9) wohl das bekannteste ist; es erscheint vorteilhaft, hier einen Überblick über das vorhandene Material zu geben. Im ganzen sind sieben Stücke bekannt:

1. Øvre Stabu (Norwegen), gleichzeitig älteste erhaltene Runeninschrift: Rauniga(z) = Prüfer. 1. Hälfte 3. Jahrhundert. Grabfund.
2. Kowel (Wolhynien), Tilarids = Angreifer. Gotisch, 1. Hälfte 3. Jahrhundert.
3. Dahmsdorf bei Müncheberg (Mark Brandenburg), Ranja = Anrenner. Burgundisch, 1. Hälfte 3. Jahrhundert (Abb. 9).

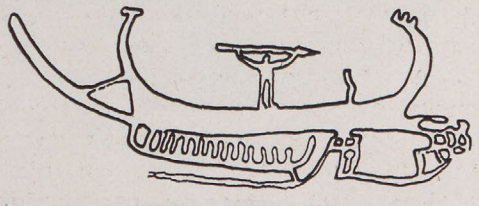


ABB. 3. FELSBILD von Tanum in Bohuslän

4. Mos auf Gotland (Schweden), Sivag oder Gaios = Brüller, Sauser, Töner. Gotisch, 3. Jahrhundert.
5. Rozwadow (Ostgalizien), verschollen.
6. Kragehul auf Fünen (Dänemark), 6. Jahrhundert. — Dort fand man einen im Moor versenkten Waffenhort, der rings von Lanzen umstellt war (Weihedepot). Dazwischen steckte ein Lanzenschaft mit der Inschrift: ek erilaR Asugisalas muha haite ga ga ga ginugahelija hagala wiju bi g(aiRa) = Ich Eril (Runenmeister) heiße Asugisala muha (?). Ich gebe Glück (3 mal). Magisch tönendes Glück weihe ich auf den Speer. — Arntz liest das „ga" als gibu auja oder giba ansuz = Gabe-Ase.
7. Wurmlingen (Württemberg), Idorih (Name des Besitzers). Alamannisch, Anfang 7. Jahrhundert.

Die Inschriften werden jeweils begleitet von Sinnzeichen, die auch in dem spätesten Stück von Wurmlingen noch deutlich erkennbar sind, wenn man auch anscheinend gerade hier den Sinn des Bildes nicht mehr recht verstanden hat.

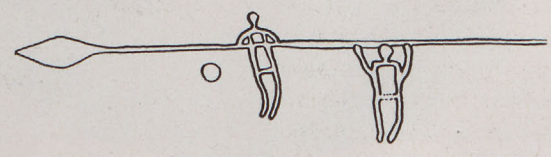
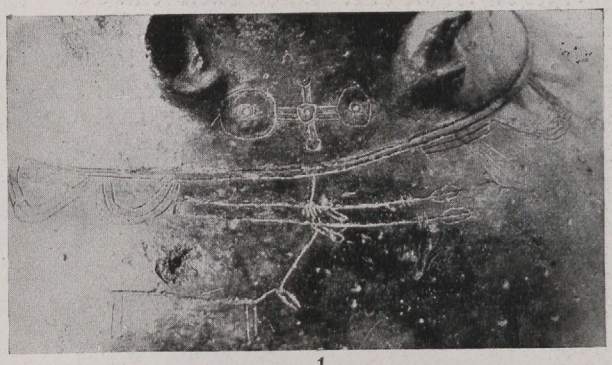
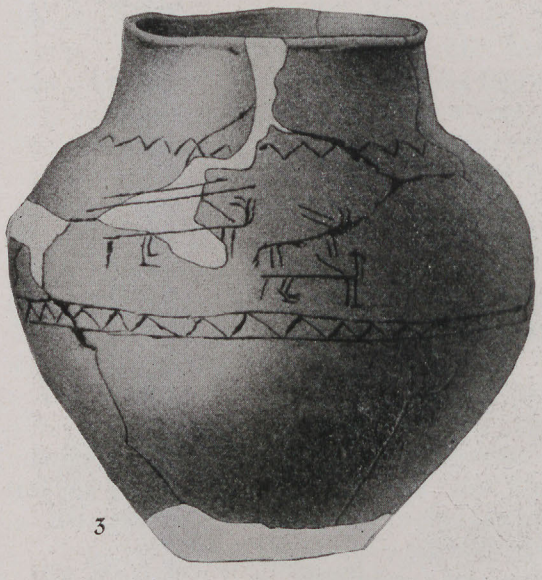


ABB. 4. FELSBILD von Himmelstadlund in Bohuslän



1

2



3

4

5

6

ABB. 5. GERMANISCHE GESICHTSURNEN und Begleitgefäße mit Speerdarstellungen und Pferden
1. Zakrzewke, Kr. Flatow. 2. Kamerau, Kr. Berent. 3. Hoch Kelpin, Kr. Danziger Höhe.
4. u. 5. Rheda, Kr. Neustadt. 6. Schneidemühl.

ABB. 6. JUPITERGIGANTENSÄULE von Schierstein im Museum zu Wiesbaden

Diese Auffindung der Runenlanzen als Grab- oder Weihegaben weist wieder auf ihre Bedeutsamkeit, die unterstrichen wird durch die Quellen schriftlicher Überlieferung. So berichtet die Geschichte von Thorgrim Nase: Thorgrim fertigte aus den Überresten eines alten Erbschwertes einen Speer. „Zeichen waren darin (mál) und eine Spanne weit stak der Schaft in der Tülle". Von diesem Einritzen der Sinnbilder auf Waffen, um ihnen Sieghaftigkeit zu verleihen, berichtet die nordische Überlieferung verschiedentlich. Ein solcher „Málaspjot" war auch Wodans Speer Gungnir, auf dessen Spitze Runen eingegraben standen, wie er selbst ja als Speergott bezeichnet wird, worauf sein Name Dorrudr hindeutet; ähnlich bei den nordischen Skalden Brage: Gungnis Vafodr und Egil: Geirs drottin. Außer auf die bereits betrachteten bildlichen Darstellungen Wodans mit dem Speer verweise ich noch auf das Horn von Gallehus, das ihn mit Speer und Ring (Draupnir) zeigt und besonders auf einen in die romanische Zeit zu setzenden Bildstein, der in die Kirche von Wolgast eingemauert ist (Abb. 10) und eine Gestalt mit erhobenen Armen neben einem aufgerichteten Speer zeigt. Entweder müssen wir in diesem Bild-

ABB. 7. LANZENREITER Alamanischer Schmuckanhänger von Bräunlingen, Baden 7. Jhdt.

werke eine Darstellung Wodans vermuten, oder aber eine Art Anbetung des Speeres, der auch seine durchaus selbständige Bedeutsamkeit hatte und z. B. in der Mitte des Thingplatzes als Wahrzeichen aufgerichtet wurde. Auch Wodans christlicher Nachfolger, der auf einem weißen Pferd reitende heilige Martin, führt Schwert und Lanze.

Die Namen der Runenspeere finden ihre Entsprechung im Namen von des Gottes Speer „Gungnir", was der Wirbelnde, Dröhnende bedeutet (vgl. schwedisch gunga = schaukeln und dänisch gungre = dröhnen). Dieser Speer Wo-

ABB. 8. REITERSTEIN von Hornhausen

dans gewinnt selbständige sinnbildliche Bedeutung. Odin starb in seinem Bette in Schweden und da er im Sterben lag, ließ er sich mit der Spitze eines Speeres zeichnen und erklärte alle Männer für sein eigen, die in ihren Waffen stürben.

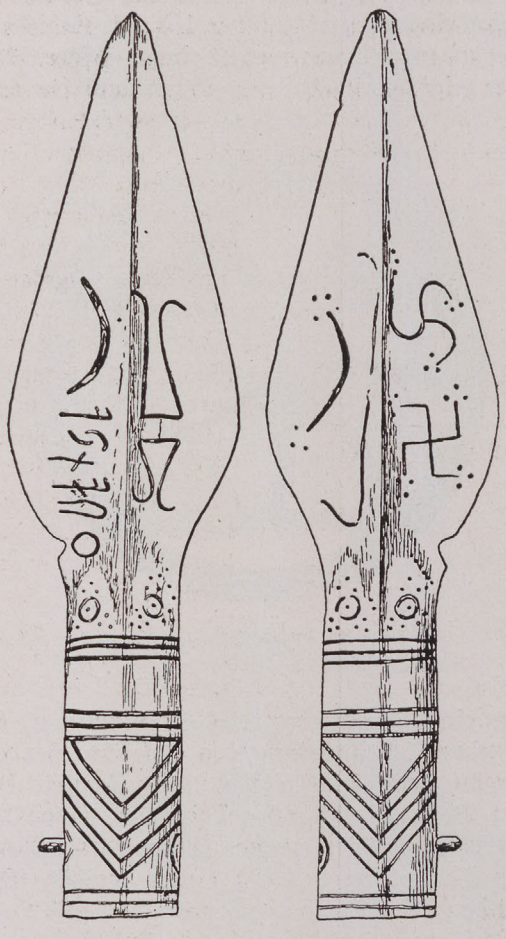


ABB. 9. RUNENSPEER *von Müncheberg*

So zeigt das Bild von Sande (Abb. 11) Wodan auf dem Hochsitz, ihm gegenüber Freya und zwischen ihnen einen Krieger, der des Gottes Speer berührt und dadurch aufgenommen wird in die Gemeinschaft der Einherier. — Mit dem Speer wird der Kampf geweiht:

Den Speer schleuderte Odin über das Heer,
So war der erste Krieg in der Welt.
Gebrochen war der Burgwall der Asen,
Die streitbaren Asen zerstampften das Feld.
„Als aber Snorris Schar den Hügel emporklomm, schleuderte Steinthor nach heidnischer Sitte für sich zum Heile (til heilla sér) einen Speer über die Mannschaft Snorris und der Speer fand ein Opfer".

Den Speer bei Kampfbeginn über die Feinde zu schleudern mit den fast zur Formel gewordenen Worten: „Odin hat euch alle!", diese Sitte findet ihre Entsprechung in der lateinischen Kriegserklärungsformel: hasta ferrata aut praeusta sanguinea.

Die Weihe mit dem Speer finden wir auch bei Einzelnen — zuerst bei Odin, als er sich selbst sich selber opfert. Das gleiche erfahren wir von der heiligen Reichslanze, auf die wir später noch zurückkommen: Hugo Capet ließ diese König Æthelstan überreichen; sie sei die gleiche, mit der Christus gestochen die Tür des Paradieses erreichte. — Helgi Hundingsbani wird im Fesselhain mit Odins Speer geopfert. Odin leiht auch den Rohrstengel zur sinnbildlichen Opferung, der sich aber in einen Speer verwandelt wie bei Starkad und Wikar. — Von Weihungen mit der Lanze hören wir noch durch Karl den Großen und ähnlich wurden die Fahnenträger durch symbolischen Lanzenwurf in ihr Amt eingeführt.

Damit kommen wir zur Verbindung von Lanze und Fahne, die Paulsen besonders klar herausgearbeitet hat. Nick gibt hierzu einige sehr schöne Beispiele: so hatte der Orkadenjarl Sigurd als Feldzeichen ein Rabenbanner; auf einem weißen Tuche war ein Rabe abgebildet (vgl. Odins Raben!), der, je nachdem er die Flügel breitete oder senkte, Sieg oder Niederlage verhieß. Von einer solchen Fahne berichtet auch das Walkürenlied:

Webet, webet Gewebe des Speergotts.
Geflochten ist es aus Fechterdärmen
Und stark gestrafft mit Streiterschädeln,
Kampfspeere sind die Querstangen,
Der Webebaum Stahl das Stäbchen ein Pfeil —
Mit Schwerten schlägt man Schlachtgewebe.

ABB. 10. WODAN mit Speer *Wolgast, Vorpommern*

Odin selbst führte eine Fahne mit sich, die wir uns wohl ähnlich vorzustellen haben wie die „Oriflamme", das Hauptbanner der Franken, das war die feuerrote Kirchenfahne des Klosters St. Denis, befestigt an einer goldenen Lanze. — Von solchen germanischen Feldzeichen berichtet schon Tacitus: „Gewisse Bilder und Feldzeichen, die sie aus den heiligen Hainen holen, nehmen sie mit in den Kampf" und Widukind von Corvey gibt sogar eine nähere Beschreibung: „es war damals im Lager ein ergrauter Krieger. Dieser ergriff das Feldzeichen, welches bei ihnen für heilig galt, mit der Figur eines Löwen und Drachen und darüber eines fliegenden Adlers geziert", eine Darstellung, die doch stark an Sigurds Rabenbanner erinnert.

ABB. 11. WODAN auf dem Hochsitz Steinbild von Sande

Die göttliche Abkunft des Speeres findet ebenfalls in der Überlieferung ihre Belege: Der Jarl auf Hladir rühmte sich göttlicher Abstammung. In seinem Heiligtum befand sich ein Speer (atgeirr; an. odd und geir bedeuten beide: Speer), der vom göttlichen Ahnherrn des Geschlechtes stammte und in der bekannten Schilderung des Gangs unter dem Rasenstreifen beim Ritus der Blutsbrüderschaft heißt es: sie setzten unter den Streifen den Málaspjot, der war so lang, daß ein Mann mit der Hand gerade bis zum Lanzennagel reichen konnte. — Vom Speer im kultischen Brauchtum berichten uns auch die Denkmäler wie die Schwertscheide von Gutenstein mit dem maskierten Speerträger (Abb. 12), die Helmplatten von Vendel u. a.

Die Lanze als Herrschaftszeichen lernten wir schon in der Geschichte des Jarls von Hladir kennen. Ähnlich berichtet die Njala: Aber auf dem Schiffe, das zu vorderst fuhr, stand ein Mann am Mast, der war in ein seidenes Wams gekleidet und trug einen vergoldeten Helm, sein Haar war lang und glänzend. Dieser Mann hielt eine goldverzierte Lanze in der Hand. — Noch deutlicher spricht folgender Bericht vom Frankenkönig Gunthram, der Childebert seine Lanze reicht mit den Worten: „Dieses ist ein Zeichen, daß ich Dir mein Reich übertrage; geh hinaus und nimm alle meine Städte unter Deine Herrschaft!" Ähnlich erhielt Heinrich II. von Sachsen die Herrschaft durch Herzog Bernhard mit der Lanze übertragen und die lancea sacra finden wir als erste der Herrschaftszeichen genannt, die Konrad I. seinem Nachfolger sandte: sper, kriuz unde krône.

ABB. 12. SPEERTRÄGER in Maske Schwertscheide von Gutenstein

Die Geschichte der Lanze unter den deutschen Reichsinsignien zeigt unzweifelhaft ihre Abkunft aus der germanischen Vorstellungswelt, wenn man auch versucht hat, sie durch Legendenbildung zu christianisieren. Die Überlieferung ist recht widerspruchsvoll. Angeblich soll die Lanze durch Heinrich I. von Rodulf von Burgund erworben worden sein. Dieser habe sie von dem italienischen Grafen Samson erhalten. Sie gehe aber auf den Kaiser Konstantin zurück, dessen Mutter die Nägel des heiligen Kreuzes wieder auffand, die im Speerblatt angefügt wurden. Seit dem 11. Jahrhundert heißt sie aber plötzlich nicht mehr Konstantins-, sondern Mauritiuslanze, um dann 1227 durch Gregor IX. als Longinuslanze bezeichnet zu werden. — Demgegenüber finden wir sie schon bei der Königswahl Hildeprands erwähnt: cui dom contum, sicut moris est, traderunt — und bildlich dargestellt auf dem Ring aus dem bekannten Childerichgrab von Tournai (481), sowie einer Münze des Theudebert (534—48).

Die sich widersprechende Legendenbildung zeigt deutlich zusammen mit der alten Überlieferung, daß es sich hier um ein Erbstück aus germanischer Zeit handelt, das man gewaltsam umzudeuten versuchte. Wenn, wie

Widukind von Corvey berichtet, Otto I. auf dem Lechfelde (955) die heilige Lanze in der Faust allen voran gegen den Feind sprengte, so erinnern wir uns an die Odinsweihe der Feinde durch den sinnbildlichen Speerwurf in der nordischen Überlieferung.

Wir haben also im Speer zunächst einen Gegenstand der Überlieferung zu sehen, der als Eigentum der Sippe sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, als Herrschaftszeichen und Machtsinnbild. Er erhält göttliche Wirksamkeit und erscheint als Attribut Odins. Seine Bedeutsamkeit finden wir in der Überlieferung vom Totengotte erhärtet, in der die Beziehung der Lanze zum (göttlichen) Ahn besonders deutlich wird. — Funde und Berichte ergänzen sich glücklich zu einer vollständigen Reihe, an deren Anfang die vorzeitlichen Denkmäler stehen und deren Ende die heilige Reichslanze bildet, deren überragende Stellung unter den Insignien die ungebrochene, lebendige Überlieferung durch zwei Jahrtausende zeigt.

Hermann Harder

Die göttlichen Zwillinge

Zu den Göttern des indogermanischen Urvolks hat ohne Zweifel ein göttliches Zwillingspaar gehört, das in Jünglingsgestalt verehrt und in Hymnen gefeiert wurde. Bei den Griechen hieß man sie die Dioskuren (Kastor und Pollux), bei den Indern Aschwina, d. h. „Reiter" oder „Rosselenker". Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wurde in Ägypten ein Gedicht des altgriechischen Lyrikers Alkaios entdeckt, das ein Gebet an die Dioskuren richtet. Gercke übertrug es in Nachbildung des griechischen Versmaßes:

Kommt hierher, verlaßt den gestirnten Himmel
und erscheinet, gütige Hilfe bringend,
Zeus' und Ledas mächtige Söhne, Kastor
und Polydeukes.

Über Landesbreite und alle Meere
reitet ihr auf eilender Rosse Rücken,
und die Menschen rettet ihr leicht von Todes
eisigem Grauen.

Hurtig eilt ihr über der Tempel Zinnen,
laßt von fern erglühen des Mastes Spitze
und bringt Hoffnungsschimmer dem schwarzen
Schiff in
nächtlicher Brandung.

Der Sanskritforscher Ernst Leumann wies auf die Verwandtschaft dieser Hymne mit einer Altindiens hin, die sich an die Aschwina wendet. Drei Strophen daraus seien hier in der Übersetzung Graßmanns wiedergegeben:

„Es komme her, o Ritter, euer Wagen,
mit Adlern fahrend, huldverleihend, hülfreich,
der schneller ist als menschliche Gedanken,
mit drei Gefäßen, windesschnell, o Helden.

Kommt her mit eurem Wagen, der drei Sitze,
drei Teile hat, drei Räder, schnell dahinrollt.
Macht fett die Kühe, eilend unsre Rosse,
und unsre Männer machet stark, o Ritter.

Drum rufen wir euch, schöngeborne Helden,
um Hülfe an, o Ritter, euch erflehend,
o kommt zu uns mit schatzbeladnem Wagen,
zum Wohlergehn euch unsrer Lieder freuend."

Nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Form sind beide Gedichte eng verwandt. Die Strophe des Alkaios besteht aus drei elfsilbigen Zeilen und einem Hexameterschluß, die vedische aus vier elfsilbigen Zeilen. Leumann zieht aus dieser nahen Verwandtschaft von Form und Inhalt den Schluß, „daß der Typus solcher Gedichte (die indische Form des Metrums heißt Tristubh) aus der Götterverehrung der indogermanischen Vorzeit stammt".

Da auch bei andern indogermanischen Völkern, so bei Römern, Litauern und Letten, sich die Verehrung eines göttlichen Nothelferpaares von Brüdern findet, ist schon lange vermutet worden, daß auch dem Germanenglauben ein göttliches Zwillingspaar bekannt war.

Schon auf bronzezeitlichen Felsritzungen Skandinaviens finden sich Zeichnungen, die man als dieses göttliche Paar von Zwillingsbrüdern gedeutet hat. Bemerkt worden ist auch die seltsame Tatsache, daß die Opfergaben der germanischen Bronzezeit oft in der Zweizahl niedergelegt wurden. Aus dem letzten Abschnitt der Bronzezeit wurden nach de Vries in Dänemark etwa dreißigmal je zwei Halsringe gefunden; die Luren treten stets paarweise auf; Becher, Schalen, Armringe und Weiheäxte begegnen meist zu zweien. Auf dem Kivikgrab, das derselben Zeit entstammt, stehen immer zwei Bilder nebeneinander oder sich gegenüber; z. B. zwei Äxte und zweimal je zwei Räder. Dieser Umstand bewog de Vries zu der Frage: „War es vielleicht ein Opfer an eine Götterzweiheit?" Und er denkt an ein göttliches Ehepaar, Mutter Erde und Vater Himmel, oder aber auch an die Verehrung göttlicher Zwillinge.

In der Edda und den skandinavischen Schriftzeugnissen werden wir kaum noch eine Spur der

göttlichen Zwillinge finden, doch auf deutschem Boden, also aus sehr viel älterer Zeit, sind uns einige sichere Zeugnisse der Zwillingsverehrung überliefert.

So berichtet Tacitus von dem germanischen Volksstamm der Nahanarwalen: „Bei den Nahanarwalen wird ein Hain mit altem Gottesdienst gezeigt. . . . Man erzählt von Göttern, die man nach römischer Auffassung Castor und Pollux nennen würde. Diesen entspricht das Wesen ihrer göttlichen Macht, sie heißen Alcis. Es gibt keine Bilder von ihnen, keine Spur fremdländischen Glaubens; sie werden aber wie Brüder, wie Jünglinge verehrt."

Die Überlieferung dieser göttlichen Brüder lebt in den Sagen germanischer Stämme eigenartig fort. Britannien wird von angelsächsischen Seefahrern erobert. Als ihre Anführer werden zwei Brüder, namens Hengist und Horsa, d. h. „Hengst" und „Roß", genannt. Das sind keine germanischen Personennamen, sondern Namen mythischen Ursprungs. Es ist daher auch nicht verwunderlich, wenn berichtet wird, daß beide aus Wodans Geschlecht stammen. Es sind Enkel des — damaligen — Göttervaters.

Die Übereinstimmung mit den griechischen Dioskuren und den indischen Aschwina ist deutlich fühlbar: zwei Brüder, und wie jene eng mit Rossen verbunden. Heißen die Dioskuren „Söhne des Zeus" und die Aschwina „Divo nāpāta", d. h. „Enkel des Himmels", so sind auch die Anführer der Angelsachsen Sprossen des höchsten Gottes. Daher schließt von der Leyen: „Es waren Götter in Glanz und Kraft der männlichen Jugend, Beschützer der Menschen, wie sie selbst einander beschützen und untrennbar zueinander gehören, in ihnen verdoppelt sich die Kraft der männlichen Jugend. Als himmlische Reiter bändigen sie jedes Roß. Die germanischen Fürsten Hengist und Horsa, die Eroberer Englands, galten wohl als ihre Nachfahren. Das Pferd ist diesen Göttern heilig, und sie heiligen wieder das Pferd."

Auffällig ist, daß die Sachsen (Niedersachsen) das Roß als Stammeswappen aus ferner Vorzeit bis in die Gegenwart bewahrt haben. Die Eroberung Britanniens durch „Hengst" und „Roß" versinnbildlicht demnach die Landnahme durch den sächsischen Stamm. Da die Erzählung von Hengist und Horsa zwar sagenhaft, aber durchaus wirklichkeitsnah ist, darf angenommen werden, daß die erobernden Sachsen damals tatsächlich von zwei Führern geleitet wurden. In ihnen erblickte das Volk Verkörperungen der göttlichen Zwillinge, die hier in einem neuen Licht, nämlich als Helfer bei der Stammesgründung, erscheinen.

Auch dieser Zug muß in die indogermanische Frühzeit zurückreichen. Schon oft hat man über das Doppelkönigtum der frühen Spartaner nachgedacht. Lüdemann schreibt dazu: „Eine völlig befriedigende Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung ist bisher noch nicht gefunden. Klar scheint nur so viel zu sein, daß die Einrichtung in ihren Wurzeln bis in die älteste Zeit zurückreicht. (Auch in Epirus, wo sicher auch einmal die Ahnen der Lakedaimonier gesessen haben, ist ein Doppelkönigtum bezeugt.) Die religiöse Deutung zunächst ließ wieder sehr aufschlußreiche Zusammenhänge erkennen. So führt die nahe Verbindung mit dem gerade in Sparta besonders verehrten Zwillingspaar der Tyndariden, Kastor und Pollux, vielleicht auf die altnordische Zwillingsgottheit überhaupt zurück."

Ich erinnere ferner an die Sage von der Gründung Roms. Auch hier ein Zwillingspaar, Romulus und Remus, die Namen im Stabreim verbunden, ähnlich wie Hengist und Horsa, und auch sie Söhne des (römischen) Nationalgottes.

Für die enge Verbindung göttlicher Zwillinge mit der Gründung und Führung von Stämmen haben wir noch weitere germanische Belege. Die Langobarden erzählten über die Herkunft ihres Stammes, er sei von der Insel Skandinavien unter der Führung zweier Brüder aufgebrochen, sich eine neue Heimat zu suchen. Auch deren Namen, „Ibor" (d. h. „Eber") und „Agio" (d. h. wohl der „Schreckliche", der „Reißende" und ist eine dichterische Umschreibung für „Eber"), sind im Stabreim verbunden, beide ein Tier bezeichnend.

Wahrscheinlich war der Eber dem skandinavischen Volk der Winniler, die sich später Langobarden nannten, ebenso ein geweihtes Stammestier wie den Sachsen das Roß, Wodans heiliges Tier. Dann dürften Ibor und Agio als Söhne des in Südskandinavien besonders verehrten Gottes Freyr angesehen worden sein, denn der Eber ist sein Reittier und ihm geheiligt. Der Eber war daher das Stammestier der alten Schweden. Und sind nicht auch Romulus und Remus eng dem Nationaltier des erderobernden Roms, der Wölfin, verbunden, die dem Gotte Mars geheiligt war?

Wenn also die Kimbern bei ihrem Zug gegen die Römer einen ehernen Stier mit sich führten, auf den sie Gelübde schwuren, so ist anzunehmen: Gäbe es eine Heldensage von jenem Kimbernzuge, sie würde uns etwa erzählen, wie die Kimbern unter Führung von „Stier" und „Stark" nach Süden aufbrachen, um neues Land zu erobern.

Nun zu den „Alcis", von deren Verehrung bei den Nahanarwalen Tacitus berichtet. Man deutet den Namen meist als die „Beschützenden", bringt ihn mit einem germanischen Wortstamm zusammen, der angelsächsisch als „ealgian" (schützen) vorliegt. Doch möchte ich im Hinblick auf „Hengst" und „Roß", auf „Eber" und den „Reißenden", wohl nicht als erster, doch erneut, hinweisen auf

die Möglichkeit, an germ. „alkiz", lat. „alces" Elch (Lehnwort aus dem Germanischen) zu denken. Dann wären die göttlichen Zwillinge abermals in Verbindung mit einem Stammestier aufgetreten. Gleichzeitig fiele auch Licht auf den Namen einer gemeingermanischen Rune, die ursprünglich diese Gestalt hatte: ᛉ und den Namen ‚alkiz' (Elch) getragen haben wird, wie angelsächsische Überlieferung ahnen läßt. Die Rune erscheint wie aus zwei Elchgeweihen zusammengesetzt und stellt gleichsam ein Zwillingspaar dar. Da auch sonst göttliche Namen in der Runenreihe begegnen („Ing", „Ansuz"), täte hier ein überraschender Zusammenhang sich auf.

Doch erscheinen die göttlichen Brüder als Stammesgründer auf germanischem Boden nicht immer in Zusammenhang mit einem Tier. Die den Nahanarwalen nahverwandten Wandalen erzählten von einem göttlichen Brüderpaar, das Ambri und Assi („Ulme" und „Esche"), und von einem anderen, das „Raus" und „Rafts", d. h. „Rohr" und „Stamm", genannt wurde. — Nebenbei, nach angelsächsischer Überlieferung folgte auf Hengist sein Sohn „Aesk", d. h. „Esche".

Hier erinnern wir uns daran, daß bei den Nordgermanen „Ask" und „Embla", d. h. „Esche" und „Ulme", als das erste Menschenpaar überhaupt galten, allerdings als männlich und weiblich, während sie hier als Brüderpaar aufgefaßt werden. Doch dürfen wir wohl annehmen, daß in diesem Fall die nordgermanische Überlieferung getreu ist und erst auf einer späten Stufe bei den Südgermanen das erste Menschenpaar sich mit den stammgründenden Zwillingsgöttern, die dem Stammestier eng verbunden sind, irrtümlich vermischt hat. Oder sollten die Zwillinge von Stammesgründern zu Gründern des Menschengeschlechts überhaupt aufgestiegen sein, so daß Ask und Embla, das erste Menschenpaar, späterhin als ihre Kinder galten? Dann würde sich die angelsächsische Meinung erklären, Ask sei ein Sohn Hengists.

Sind auch nicht alle Fragen gelöst, so dürfen wir doch folgende Schlüsse ziehen:

Den Indogermanen war ein göttliches Brüderpaar (Zwillinge) heilig, das als Söhne des höchsten Gottes angesehen wurde.

Bei der indogermanischen Landnahme galten die göttlichen Zwillinge als Führer, meist als Reiter zu Pferde oder als Lenker zur See.

Sie wurden nach der Landnahme deshalb oft als Stammesgründer verehrt und mit dem Stammestier, als dem Tier eines besonders verehrten Gottes, in enge Verbindung gebracht. Der Glaube an ihr Stammesführertum war so stark, daß häufig ein ausziehender Stamm ein Brüderpaar zu Führern wählte, das als Verkörperung der göttlichen Zwillinge galt.

Der Glaube an die göttlichen Zwillinge war besonders stark bei den Indogermanen der Bronzezeit. Später verblaßte er.

Eine planvolle Durchforschung indogermanischen Brauchtums und der Glaubensüberlieferung, wie sie bisher noch nicht stattgefunden hat, dürfte die Richtigkeit der obigen Schlüsse beweisen und unser Wissen um die Indogermanenfrühe und uralte Gemeinsamkeit überraschend mehren.

Bernd Hohmann

Ein altes Bauernthing in den Harzbergen

Wie reich an altem Kulturgut der Harzgau ist haben zahlreiche Veröffentlichungen gerade der letzten Jahre aufgezeigt. Wir wissen um die geschichtliche Entwicklung des Harzgaus, wissen von dem starken Niederschlag der germanischen Götterwelt in den Harzsagen, wissen von den schönen wertvollen Bauten der Harzorte — aber ganz vergessen ist, daß noch bis zum Jahre 1874 zweimal im Jahr ein richtiges Bauernthing im Harzgau abgehalten wurde.

Im östlichen Ausläufer des Harzgebirges, dort wo die Hügel des Harzes sich verflachen, wo man nach Norden und Osten freien Blick in die reiche fruchtbare Ebene hat, liegt auf einer Anhöhe bei der Wüstung Volkmannrode, das schon 1043 in einer Urkunde Heinrichs II. genannt wird, kurz vor dem Dorfe Tilkerode, und unweit Molwerswende, dem Heimatorte Gottfrieds Bürgers, beschattet von alten Linden, der alte Thingplatz.

Seit alters her wurde hier am Michaelis und Walpurgistage Gericht „geheget" — ein „frei öffentliches Klage- und Sühnegericht", das über Forst-, Jagd- und Wildfrevel und Eigentumsstreitigkeiten zu entscheiden hatte. Ungefähr 10 Dörfer der Umgegend bis nah an Aschersleben, bis Quenstedt hin hatten sich diesem Gericht zu unterwerfen, und ihre Bewohner waren verpflichtet, zu den Gerichtstagen zu erscheinen oder wenigstens einen männlichen Familienvertreter zu entsenden. Am frühen Morgen schon strömte das Volk zusammen und versammelte sich in weitem Rundkreis auf dem Platze. Nach Abschuß einiger Böller

wurde die Gerichtssitzung „befohlen und aufgetragen vom Landesherrn", dem Herzog von Anhalt, für eröffnet erklärt, und nach einer offiziellen Aufnahme der Anwesenden (die Nichterschienenen wurden mit einer Geldstrafe belegt) mit den Gerichtsverhandlungen der vorliegenden Anträge begonnen. Dieses Bauernthing war mehr ein Schlichtungsgericht, modern ausgedrückt. Wenn jedoch keine Einigung erzielt wurde, so wurden, soweit die Schuld des Verklagten einwandfrei feststand, harte Geldbußen auferlegt. Daß die ganze Gerichtshandlung mit großer Feierlichkeit und mit aller nötigen Form durchgeführt wurde, dafür spricht schon die Erhaltung des Things bis in unsere Zeit. Wieder durch Schüsse wurde ihre Beendung bekanntgegeben, um anschließend mit einem festlichen Beisammensein zu enden, bei dem das Verzehren von Forellen, aus einem bestimmten Gebirgsbach am gleichen Tage gefangen, auch in altem Brauch beibehalten wurde, und des Festes Höhepunkt bildet.

Genau so wie in alten Tagen das Zusammenströmen des Volkes am Thingtage Veranlassung war, das Treffen mit lange nicht gesehenen Freunden, Bekannten und Verwandten zu feiern, so sehen wir auch hier nach Beendigung des Things, des Gerichtes, die Festesfreude durchbrechen, und erst wenn die Sonne dem Horizonte sich nähert, denkt man an den mehr oder weniger weiten Heimweg.

Erst in den 70er Jahren — wie oben schon erwähnt — mußte dieser alte Brauch „neuzeitlichen Institutionen" weichen, aber in Vergessenheit geraten ist er nicht, noch heute denken die alten Anwohner (und es lebt noch mancher, der das Thing besuchte) gern und mit Stolz daran zurück.

Hermann Phleps

Das bajuwarische Türgefüge

Daß die ländliche Holzbaukunst, wo der Bauer — zum mindesten gemeinsam mit dem bäuerlichen Zimmermann — die Bauten seines Hofes errichtete, alte Bauüberlieferungen getreu bewahrte, wird heute in unterrichteten Kreisen allgemein anerkannt. So schlicht nach außen hin diese Bauwerke wirken mögen, verfügen sie in ihren Einzelheiten über einen großen Reichtum noch ungehobener Schätze. In dieser Beziehung darf man den Blockbau geradezu als jungfräulich bezeichnen. Weil bei ihm in gleichmäßigem Rhythmus Blockbalken über Blockbalken zu liegen kommen, wird man leicht dazu verleitet, diese Gleichförmigkeit dem ganzen Gefüge zuzusprechen. Bei näherem Beobachten findet man aber Merkmale, die wie eine an verborgener Stelle eingemeißelte Inschrift uns belangreiche Kunde aus längst vergangenen Tagen bringen.

Wir wissen aus der Geschichte, daß die Bayern, als ein Teil des markomannischen Stammes, aus Böhmen nach dem Gebiet einwanderten, das durch das Fichtelgebirge, den Lech, die Enns, sowie die norischen und rhätischen Alpen begrenzt wird. Hier trafen sie auf den von den Kelten geübten Blockbau und den römischen Steinbau. Sie selbst brachten, wie aus den bis ins 6. Jahrhundert zurückreichenden Leges Baiuvariorum zu vermuten ist, den Ständerbau mit. Es werden dort Eckſäulen, Zwischenstiele sowie Rähme bezeichnet und Hinweise auf mit Brettern und Bohlen geschlossene Fächer gegeben. Dieses deckt sich — allein betrachtet — aber mit dem Rahmenbau der Nord- und Ostgermanen, von dem in Tirol noch Spuren vorhanden sind. Ob den Markomannen als Westgermanen die Verstrebungen mit Kopfbändern eigen gewesen sind und in dem, was die Leges andeuten, schon ostgermanisches Gut eingewoben worden war, ist noch klarzulegen. Doch, diese Frage sei übergangen und in diesen Zeilen nur untersucht, was ohne Zweifel markomannischer Wurzel zugewiesen werden muß.

Die in ihrem Volksgesetz beschriebene Wand haben die Bayern allmählich zugunsten der Blockwand aufgegeben, weil diese den Wetterverhältnissen des Gebirges besser entsprach. Eine Blockwand ist jedoch völlig anders geartet als eine Ständerwand. Dennoch sind von der letzteren Spuren vorhanden und diese gerade dort zu finden, wo der Blockbau dem Zimmermann die härteste Nuß zu knacken gibt, am Türgewände. Der hier notwendige Ausschnitt schwächt die Wand. Es müssen, um ihr Ausweichen zu verhüten, Türpfosten eingesetzt werden, deren Längsholz im rechten Winkel zu dem der Blockbalken steht. Weil beim Eintrocknen das Holz senkrecht zu der Richtung der Fasern — (das wären die Blockbalken) z. B. bei der Tanne 30 mal stärker schwindet als längs der Faser (das wären die Pfosten), verringert sich die Höhe der Blockwand zusehends gewaltiger als die der Pfosten. In der Höhe des Türsturzes müssen demzufolge innerhalb der Wand klaffende Fugen entstehen. Um diesem zu steuern, sind verschiedene Lösungen gesucht und gefunden worden, am eigenartigsten innerhalb des bajuwarischen Siedlungsgebietes (Abb. 1).

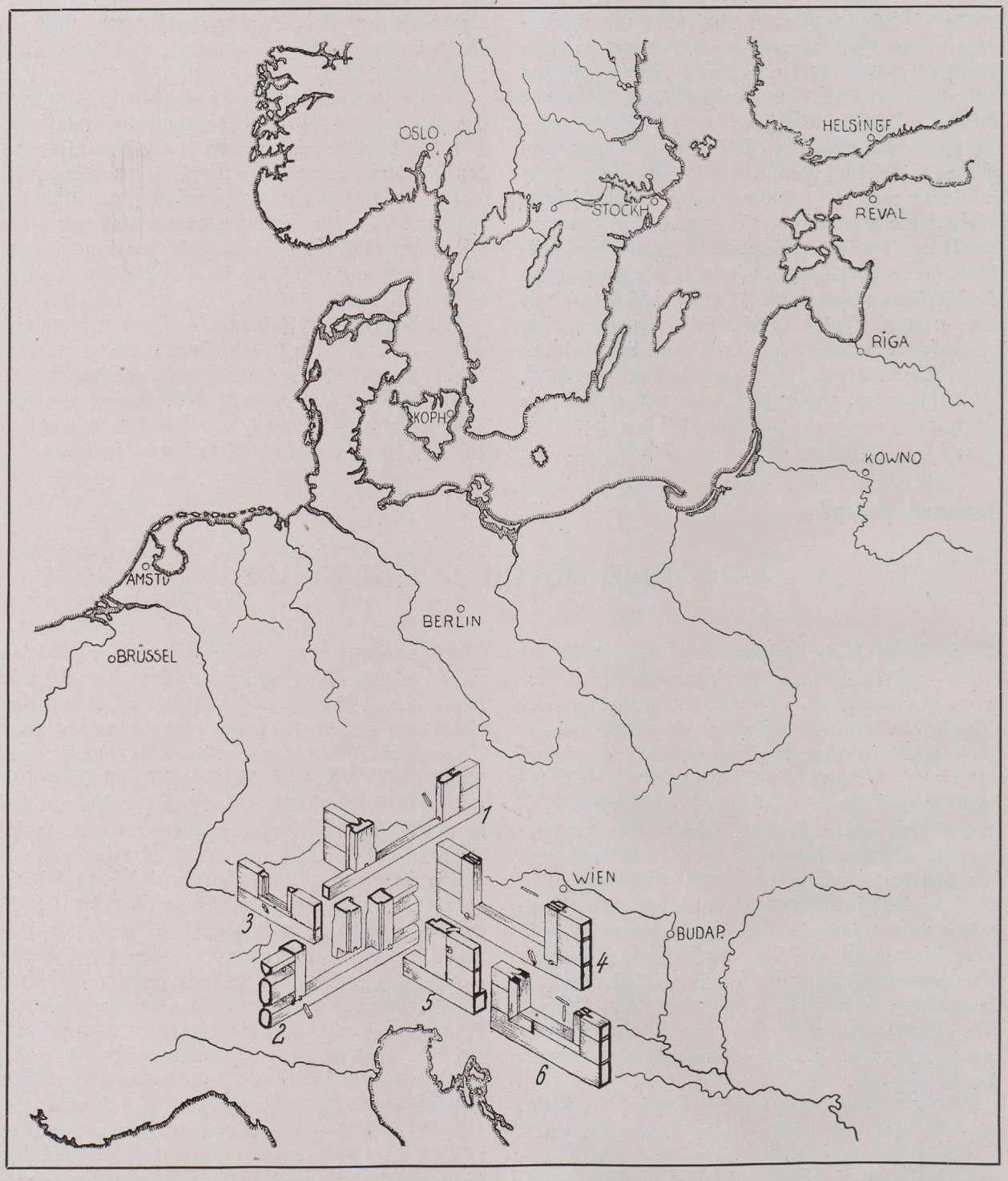


ABB. 1. AUSBREITUNG DES BAYERISCHEN TÜR- UND FENSTERGEFÜGES. Das Kennzeichnende ist hier, daß die Türpfosten nachträglich, erst wenn die Blockbalken ausgetrocknet und die Wand zur Ruhe gekommen ist, eingefügt und mit Schrägnägeln befestigt werden. Dieses Gefüge findet sich überall dort, wo bajuwarische Stämme in keltisches Kulturgebiet eingedrungen sind. Die im westgermanischen Ständerwerk entwickelte Schrägnagelung verband sich mit dem keltischen Blockbau. 1) Tür eines Hirtenhauses bei Erding (17. Jahrhundert); 2) Tür einer Tenne aus Ramsau-Schüttlehen, Steiermark (1598); 3) Fenster eines Bauernhauses aus Wegscheid bei Lengries, Oberbayern; 4) Tür vom Schmiedhof in Arriach, Kärnten; 5) Haustür des Meislitzer Hofes in Arriach; 6) Fenster vom Schmiedhof in Arriach. Bei 4, dem urtümlichsten Gefüge, stoßen die Blockbalken stumpf auf die Türpfosten. Zur Befestigung der letzteren sind hier außer den Schrägnägeln noch senkrecht auf das Hirnholz der Blockbalken gerichtete Holznägel eingetrieben worden. Diesem verwandt ist 6, doch fallen hier die Schrägnägel weg. Bei 5 werden die Blockbalken durch schräg in das Längsholz des Türpfostens eingreifende Holznägel vor dem Ausweichen gehindert. Bei 2 stoßen die Blockbalken auf einen Falz; bei 3 ist umgekehrt aus dem Hirnholz der Blockbalken ein Falz herausgestochen worden; bei 1 greifen die Blockbalken in eine Nut der Türpfosten ein

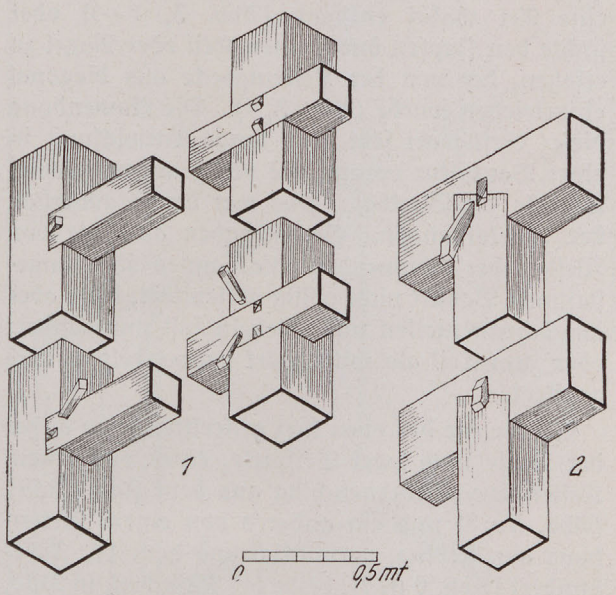


ABB. 2. SCHRÄGNAGELUNGEN am Riegel eines Bauernhauses aus Todtnau im Schwarzwald (1) und am Türpfosten eines Stadels in Ebene-Reichenau in Kärnten (2). Bei beiden wird der gleiche, auf eine uralte Überlieferung aufbauende Gedanke verwirklicht, an Stelle eines ursprünglich in der Fuge sitzenden Keiles einen Schrägnagel einzufügen. Diese im westgermanischen Ständerwerk (1) entwickelte Verbindungsart wird von dort aus auf den Blockbau (2) übertragen, wo die Blockbalken entweder stumpf an die Türpfosten anlaufen (bei 2 von links), oder in eine Nut eingreifen

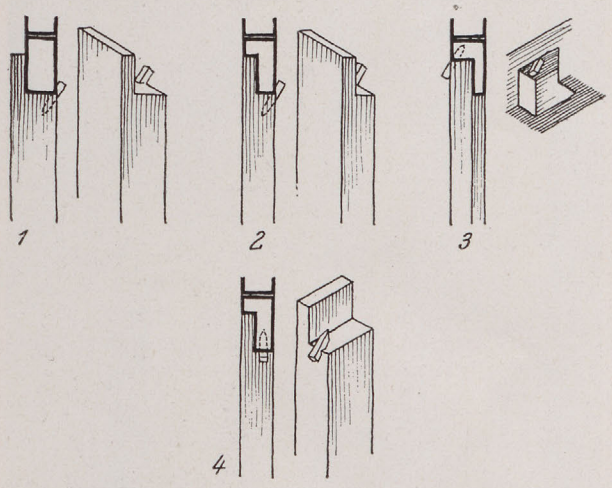


ABB. 3. SCHRÄGNAGELUNGEN in den Türen des bajuwarischen Siedlungsgebietes. Um den Türpfosten unverrückbar zu machen, wird er angeblattet und mit Schrägnägeln festgehalten. Bei 1 und 2 greift der Nagel auf der dem Blatt gegenüberliegenden Flucht von oben nach unten in den Pfosten ein, bei 3 unmittelbar über dem Blatt von unten nach oben in den Sturzbalken, bei 4 in der Diagonalen des Zusammenstoßes zwischen Pfosten und Sturzbalken. Letzteres kommt auch bei stumpf, ohne Blatt anstoßendem Türpfosten vor, wie auf den Abb. 5 bis 8

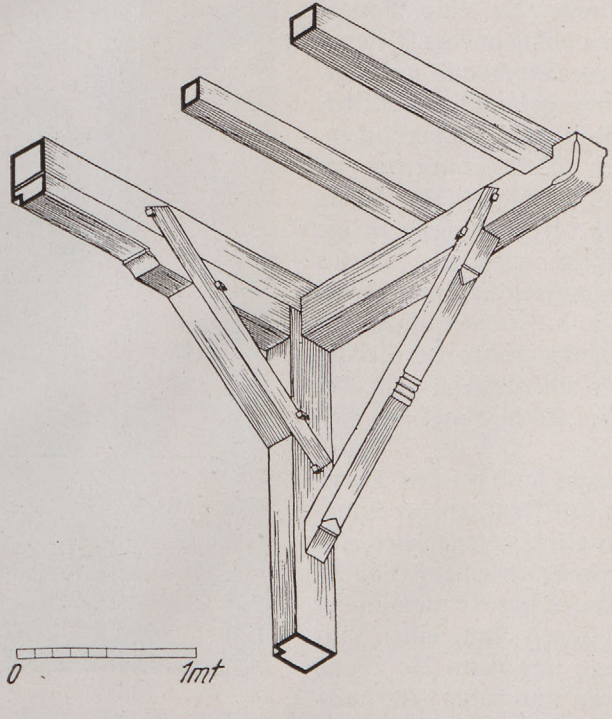


ABB. 4. EINFAHRT vom Bächlehof in Bergalingen im Hotzenwald (Ausschnitt). Dieses Beispiel zeigt die gleiche westgermanische Gefügeart mit Schrägnägeln wie auf Abb. 2

ABB. 5. TÜR vom Kasten aus Niederneuching vom Jahre 1581, jetzt auf dem Staatsgut Grub bei München, einem der bedeutendsten Blockbauten Bayerns. Oben an der Ecke des rechten Türgewindes ist der Schrägnagel sichtbar

Man erkennt deutlich, daß hier ein Fremder Hausrecht zu erwerben suchte, der eine Bauart gepflegt haben muß, die eine völlig andere Wesensart besessen hatte, als es die Blockwand aufzeigt. Das hier zur Verwendung gekommene Mittel, zwei Hölzer mit einem Holznagel zu verbinden, ist im Ständerbau der Westgermanen zu Hause. Hier werden sowohl die Riegel (Abb. 2) als auch die Kopfbänder (Abb. 4) von schräg in die Fuge eingreifenden Nägeln gehalten. Dieses verkörpert eine uralte germanische Verbindungsart und läßt sich bis um 800 v. d. Ztr. verfolgen, für welche Zeit die Urne des Königsgrabes von Seddin sie, in Ton übersetzt, uns überlieferte. In der Entwicklung ging aber dem Schrägnagel der Keil voraus.

Genug, dieser Schrägnagel fand an den Türen und von hier aus auch an den Fenstern der Blockbauten des bajuwarischen Siedlungsgebietes eine bis in unsere Tage reichende Bleibe (Abb. 3).

Beim Aufrichten des Hauses sparrte man an der Stelle, wo die Türe zu liegen kam, einen entsprechenden Ausschnitt aus, ließ dann die Wand austrocknen, sowie sich setzen und fügte erst, nachdem sie zur Ruhe gekommen war, die Türpfosten ein. Bei dieser Arbeitsfolge war eine Verzapfung der letzteren unmöglich. Ihre Aufgabe übernahm der Schrägnagel. Entweder blattete man die Pfosten an und fügte die Schrägnägel so ein, daß eine Art Gabel entstand (Abb. 3, 1—3) oder suchte den Zapfen durch einen Keil oder Nagel zu ersetzen, der von der Leibungsecke aus diagonal eingetrieben wurde (Abb. 3, 4). Die Anwendung dieser Gefügeart setzt eine lange Entwicklung in einer Baukultur voraus, die völlig anders geartet war als der Blockbau. Das war der Ständerbau der Markomannen. Gewiß haben auch die von Westen her kommenden Alamannen ihre angestammte Bauart nicht völlig verleugnet, diese aber an Scheunenteilen und Giebeln fast unverändert oder zum Teil als Gitterwerk verwandelt weitergepflegt.

Als Belege des oben kurz gestreiften seien außer der Karte noch zwei Beispiele, eines von einem Kasten aus Niederneuching aus dem Jahre 1581 (Abb. 5 u. 8) und ein anderes von einem Hirtenhaus aus Erding, vermutlich aus dem 17. Jahrhundert (Abb. 6 u. 7), beide bei München, in Bild, Zeichnung und kurzer Beschreibung vorgeführt.

Die gebrachten Abbildungen entstammen zum größten Teil einem in Kürze erscheinenden Buch des Verfassers über „Holzbaukunst, Der Blockbau", das im „Fachblattverlag" in Karlsruhe i. B. verlegt wird.

ABB. 6 DOPPELTÜR von einem Hirtenhaus bei Erding, das zuweilen als ältestes Holzhaus Bayerns bezeichnet wird; vermutlich dem 17. Jahrhundert angehörend. Ihre ursprüngliche Gestalt mit Hervorheben der einzelnen Gefügeteile gibt Abb. 8 wieder

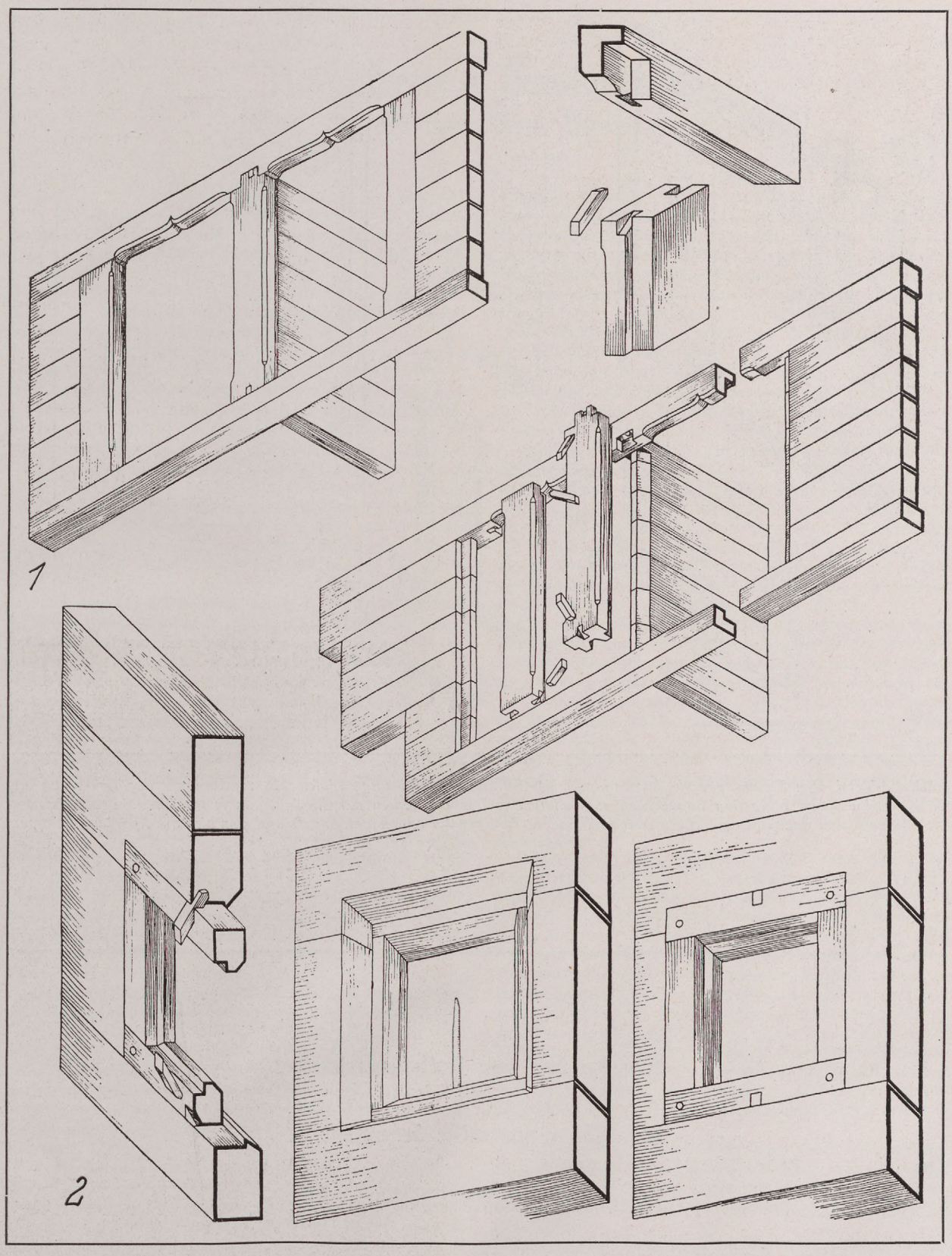


ABB. 7. TÜR VON EINEM HIRTENHAUS BEI ERDING (1) (17. JAHRHUNDERT), FENSTER VOM WIHAM-HOF IN WEGSCHEID (2) (VON 1758), BEIDE IN OBERBAYERN. An beiden kann man die Vermengung der westgermanisch-bayerischen Schrägnagelung mit der keltischen Blockwand in verschiedenen Abwandlungen verfolgen. Bei der Tür faßt zunächst der nach dem Setzen eingefügte Mittelpfosten die Zwischenwand mit einer Nut, greift dann am Sturz mit einem Blatt ein und wird zuletzt oben und unten mit Schrägnägeln befestigt. Die ebenfalls nachträglich eingefügten seitlichen Türpfosten mußten zunächst in die vom Türgewände bestimmte Zone eingeschoben und dann an den vom Hirnholz der Blockbalken gebildeten Spund angedrückt werden. Die Vernagelung geschah auch hier senkrecht zum Querschnitt der anstoßenden Blockwand, also parallel zur Wandflucht und deshalb von der Leibung aus. Am Fenster liegt der Rahmen in einem Falz und wird von der Einschubseite aus durch Schrägnägel gehalten

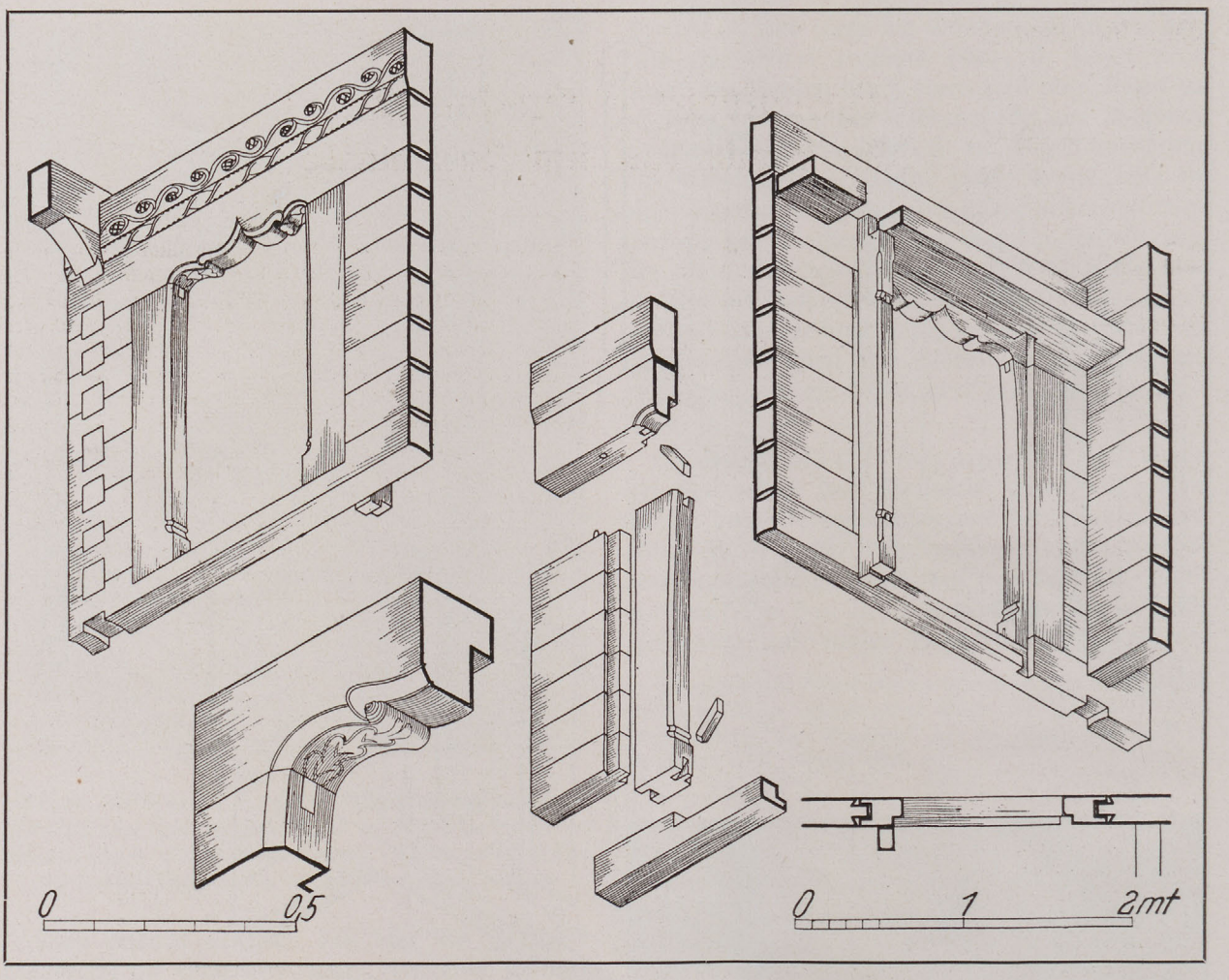


ABB. 8. TÜR vom Kasten aus Niederneuching. Die Türpfosten sind ohne Blatt. Sie werden von der Türöffnung aus an die einen Spund bildenden Blockbalken angeschoben und in den Ecken mit Schrägnägeln festgehalten. Bemerkenswert ist, daß auch das dem Türriegel einen Halt bietende Holz ebenfalls angenagelt wurde und man hier die Nagelung zu einem Schmuckmotiv erhoben hat

---

Nur der darf sein Volk beherrschen,

den selbst nichts mehr beherrscht

als nur sein Volk.

Felix Dahn

Wilhelm Niemeyer

Hakenkreuz – Baskenkreuz
Ein Bericht aus dem Baskenlande

Wer von Bordeaux auf langem, schnurgeradem Weg nach Süden fährt, der ist auf einmal in Bayonne, der Hauptstadt des Baskenlandes, und nach wenigen Minuten schon in Biarritz, dem weltbekannten Seebad, das jetzt weniger blasierten, aber nicht unregsameren Gästen, unseren Soldaten, die felsengeschmückte Schönheit seines Strandes, die ausdruckslose Pracht seiner Hotelungetüme und das international gleichgültige Bild seiner Straßen bietet.

„In Biarritz ist der Fremde König!“ sagt der Baske seit vielen Jahren und weist darauf hin, daß die Sprachgrenze Biarritz aus dem eigentlichen baskischen Gebiet ausschließt.

Sieben Provinzen mit zusammen rund 600000 Einwohnern umfaßt Eskual-Herri, das ist die Bezeichnung der Basken für ihr Heimatland, vier auf der spanischen Seite, Guipuzcoa, Biskaya, Navarra und Alaba, und drei auf der französischen Seite der Pyrenäen, Labourd, Basse-Navarre und Soule. Sie zeichnen sich nicht nur durch landschaftliche Schönheit aus, obwohl in dem Zusammentreffen von Meer und Gebirgen, tief eingeschnittenen Flußtälern und grünen Hügeln, bunten Dörfchen unter einem Himmel mit schillerndem Wolkenbild davon genug zu rühmen wäre, es sind vor allem die Basken und das baskische Leben selbst, dessen Eigentümlichkeit, Verschiedenheit und Abgeschlossenheit von den angrenzenden Gebieten auffällt.

Die Baskenmütze und der Baskenstock, Makila genannt, in dessen oberem, hohlem Teil ein Messer steckt, die „Espadrilles“, Leinentuchschuhe mit geflochtenen Sohlen, die der Baske zu allen Gelegenheiten anderem Schuhwerk vorzieht, das zu jeder freien Zeit geübte Pelotespiel, bei dem ein harter, faustgroßer Lederball auf verschiedene Art gegen eine zementierte Wand geschleudert wird, abenteuerliche Schmugglereien, denen der Baske mit unüberbietbarer Leidenschaft frönt, sind einige der in der Öffentlichkeit bekanntesten Hauptmerkmale dieses Hirten- und Bauernvolks, dessen Ursprung und Sprache der Forschung Rätsel stellt und das in seinem Erscheinungsbild dem der dinarischen Rasse ähnelt.

Auf den Pelotepläßen, von denen auch das kleinste und abgelegenste Dorf mindestens einen besitzt, fiel uns zum erstenmal das Hakenkreuz auf. Es war als Schmuck auf die beiden senkrechten Linien gesetzt, die den Spielraum auf der Pelotewand, dem Fronton, abgrenzen.

Unsere Erkundigungen und Nachforschungen bei den maßgebenden baskischen Volkskundlern, denn der baskische Bauer selbst ist sehr wortkarg, ziemlich verschlossen und auch wohl nicht geeignet, über solche Zusammenhänge Bescheid zu geben, führten zu reizvollen Aufschlüssen über die Rolle, die das Hakenkreuz im baskischen Volksleben vor allem während der letzten Jahre gespielt hat, und über das ihm ähnliche Zeichen, das Baskenkreuz, dem nach Ansicht der Basken hier ein unliebsamer Wettbewerber erstand.

Die Grundfigur des Baskenkreuzes ist wie die des Hakenkreuzes, doch sind seine Arme nicht gerade, sondern gebogen, und statt linear zu endigen, verbreitern sie sich tropfenförmig, so daß es aussieht wie zwei in der Mitte sich kreuzende S, deren Endschleifen weitergezogen und ausgefüllt sind. Es ist in der baskischen Volkskunst in mancherlei Abwandlungen und an vielerlei Gegenständen ein sehr oft benutztes Schmuckmotiv, für das viele Beispiele vom Anfang des 17. Jahrhunderts an etwa erbracht sind. Der aufmerksame Beobachter entdeckt es ohne Mühe an den Häusern, auf Friedhöfen und an vielen anderen Stellen bei einer Fahrt durchs Baskenland. Die Erforschung seiner Ausbreitung und Herkunft, über die die baskischen Gelehrten noch zu keinen endgültigen Ergebnissen gekommen sind, kam jedoch erst in den letzten Jahren eigentlich in Fluß, und Urheber dazu war nicht zuletzt das Hakenkreuz, das wenige Zeit nach 1933 auf einmal im Baskenland sehr häufig auftauchte und dessen Anblick in der Öffentlichkeit bald ziemlichen Staub aufwirbelte. Es erschien auf Umschlägen von baskischen Zeitschriften, in Geschäftsprospekten und anderen Veröffentlichungen, ward zum Merkmal eines sich an der Oberfläche entwickelnden baskischen Stils, erwarb sich im Handumdrehen den Markt der „Reiseerinnerungen aus dem Baskenland“ und ist auch heute noch nicht von den reichlich zu habenden Armbändern, Serviettenringen, Holztellern, Aschenbechern und ähnlichen Gegenständen verschwunden.

Anfangs wollte man im Auftauchen des Hakenkreuzes eine verstärkte Propaganda des Reichs und dunkle Absichten gewisser baskischer Separatisten sehen, die mit dem Reich in Verbindung ständen, doch hat man bald selbst das alles als Unfug erkannt und dies öffentlich auch so bezeichnet. Indessen haben sich baskische Stimmen ernsthaft und mit Nachdruck gegen die immer weiter um sich greifende Ausbreitung des Hakenkreuzes gewandt, das man vor allem nicht auf den Häusern, Grabsteinen und Pelotewänden sehen wollte.

Eine regelrechte Aufklärungswelle, die erst durch den Krieg unterbrochen wurde, setzte ein, um bis ins kleinste Dorf und bis zum letzten Anstreicher bekanntzumachen, daß das Hakenkreuz nicht an Stelle des Baskenkreuzes zu verwenden sei, daß es sich hier um grundverschiedene Zeichen handle, von denen das Hitlersymbol das Baskenland in schlechten politischen Ruf bringe und den heimischen Handel nach auswärts schädige, weil die Fremden hier böse politische Absichten vermuteten, wo doch nur Unwissenheit zugrunde läge. Gleichzeitig wurde eine Anweisung gegeben, auf welche Art das Baskenkreuz mit einfachen Hilfsmitteln am besten und genauesten zu zeichnen sei.

Dieser Kampf, der, wie gesagt, in den letzten Jahren vor dem Krieg begonnen wurde, hat keinen schnellen Erfolg gehabt, da das Baskenland ja weder in Frankreich noch in Spanien unter selbständiger Verwaltung steht, und ist auch heute noch nicht beendet, obwohl er selbstverständlich ruht.

Er hat jedoch die baskischen Volkskundler, die im Baskenmuseum zu Bayonne eine wertvolle Sammelstelle besitzen, zu mancherlei Forschungen und Veröffentlichungen angeregt, von denen die älteren ein merkwürdiges, oft phantastisches Durcheinander von Meinungen und nur wenig sachlich begründeten Theorien zeigen, die dann von den jüngeren dementsprechend getadelt, ausgemerzt oder verbessert und gegen 1936 etwa an Hand von ausführlich gesammeltem und gut be egtem Beweismaterial in eine einigermaßen besprechungsfähige Ordnung gebracht worden sind.

Die heute maßgebenden Meinungen haben eines gemeinsam: Sie wehren sich mit Händen und Füßen gegen die Möglichkeit, das Baskenkreuz könne vom Hakenkreuz abgeleitet, mit ihm verwandt sein oder in irgendwelchen Beziehungen zu ihm stehen.

Die deutsche Hakenkreuzforschung wird teilweise einbezogen. So erfährt z. B. Jörg Lechlers bekanntes Buch „Vom Hakenkreuz“ (Kabitzsch-Verlag, Leipzig 1934) eine sich fast über 10 Seiten hinziehende Besprechung, in der Lechler nach durchaus sachlicher und lobender Anerkennung seiner Arbeit einmal vorgeworfen wird, die Inschrift über einem in Katalonien festgestellten Hakenkreuz nicht als baskisch und an die Basken gerichtet erkannt zu haben, zum anderen aber als

wesentlichste Schlußfolgerung gezogen wird, daß im gesamten Buch das Baskenkreuz nicht vorkommt und nirgends von seiner Existenz die Rede ist. Das nimmt nun ein anderer wieder als willkommenen Anlaß zu der Behauptung, diese Tatsache beweise, daß Lechler, genau wie er selbst, der einzig richtigen Meinung sei, zwischen Hakenkreuz und Baskenkreuz gäbe es weder ursprüngliche noch andere Beziehungen, infolgedessen habe das Baskenkreuz in einem Werk über das Hakenkreuz auch nichts zu suchen und brauche dort nicht erwähnt zu werden. Die neuen baskischen Forschungen sagen aus, daß das Hakenkreuz jedoch nicht erst in den letzten Jahren, sondern im spanischen Baskenland seit etwa 45 Jahren vor allem in Verbindung mit gewissen politischen Bestrebungen und im französischen Baskenland besonders in Verbindung mit kaufmännischen Werbeabsichten seit etwa 25 Jahren vorkommt.

Die Tatsache, daß es vor dem Bekanntwerden durch den Nationalsozialismus belegt werden kann, wird selbstverständlich besonders betont. Als Unterscheidungsmerkmal wird jedoch erklärt, beim baskischen Svastika — die Bezeichnung „croix gammée" (Hakenkreuz) wird in diesem Zusammenhang peinlich vermieden — seien die Grundlinien immer schräg gestellt, beim Hakenkreuz dagegen immer senkrecht und waagrecht. In älteren Zeiten jedoch könne das Hakenkreuz im Baskenland nicht nachgewiesen werden. Das Zeichen dagegen, das zunächst mit croix-à-virgules benannt worden sei, sei nur in ganz sporadischen Fällen in anderen Ländern nachzuweisen und habe sein Heimat- und Ursprungsgebiet im Baskenland. Das rechtfertige auch den Namen Baskenkreuz, den übrigens ja auch niemand streitig gemacht hat. Unter dem Baskenkreuz solle sich alles zusammenschließen, was baskisch denke und fühle. Es sei das heilige Zeichen des Baskenlandes.

Die älteren Theorien über das Baskenkreuz werden von den neueren Untersuchungen größtenteils verworfen. Einig ist man sich über folgende Hauptpunkte: Das Baskenkreuz nimmt seit rund 200 Jahren in der baskischen Schmuckkunst eine Vorrangstelle ein. Das älteste läßt sich auf einem Grabstein aus dem Jahre 1690 nachweisen. Das Baskenkreuz kommt sowohl einem Kreis oder einem Viereck eingeschrieben, wie ohne Umgrenzung vor. Es findet sich meist in Stein oder Holz, nie gezeichnet oder gemalt. Ein Unterschied, ob die Arme nach links oder nach rechts gedreht sind, besteht nicht. Eine Überlieferung des Namens und der Bedeutung ist nicht festzustellen.

Nachdem man bis 1936 etwa immer versucht hatte, das Baskenkreuz als geschlossene Figur zu erforschen und zu erklären, ohne Erfolg übrigens und ohne haltbare Beweise für die Theorien, an denen es nicht mangelte, geht man neuerdings einen anderen Weg, indem man das Baskenkreuz als eine zufällige Zusammensetzung von 4 gleichen ursprünglich selbständigen Zeichen erklärt. Die Deutung des Baskenkreuzes als selbständiges Symbol ist also damit zunächst aufgegeben, man hat darauf verzichtet; aber tatsächlich lassen sich die einzelnen Haken, Virgulen, die einem Komma mit verdicktem Kopf oder einem Wassertropfen, einer Träne gleichen, in verschiedenartiger Auffassung in der baskischen volkstümlichen Schmuckkunst nachweisen: Einzeln, paarweise, zu dreien und mehreren in bestimmter Weise geordnet, zu vieren als Baskenkreuz, in einer Reihe, in der sich alle einem Mittelpunkt zuwenden, und in Verbindung mit Herzen, Blumen, Sternen und anderen volkstümlichen Schmuckmotiven.

Für die Virgule gibt es nun zwar auch keine befriedigende Erklärung ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung, doch hält man folgende drei Möglichkeiten für wahrscheinlich und hat sich zunächst mit ihnen begnügt, indem man es jedem überläßt, sich die passendste auszusuchen. Die Virgule sei eine Umbildung der Träne, die im Schmuckwerk des katholischen Begräbniskults eine Rolle spielt, oder ein phallisches Symbol oder sei von der Schmuckform der Eierleiste abgeleitet.

Die Zusammensetzung von 4 Virgulen zum Baskenkreuz erkläre sich zu einem Teil aus der Leichtigkeit, mit der diese Verbindung herzustellen sei, und aus der Schönheit, die sie auszeichne, zum anderen aber aus der Ähnlichkeit mit dem kirchlichen Kreuz, das den Basken zu allen Zeiten geheiligtes Abbild gewesen sei.

Damit hat man auf ziemlich billige Weise die Auffassung über das Baskenkreuz in genehmer Art zurechtgebogen, auch wenn man einrechnet, daß die Unterlagen noch nicht genügend ausgewertet sind und wahrscheinlich der Ergänzung bedürfen, denn 200 Jahre besagen ja bei diesem Gegenstand noch nicht viel.

Die Ablehnung des Hakenkreuzes und jeder möglichen Beziehung zwischen Baskenkreuz und Hakenkreuz, deren offensichtliche Ähnlichkeit nicht geleugnet wird, zwischen denen man aber den Gedanken einer Verwandtschaft von vornherein ablehnt, erfolgt aus zu durchsichtigen Gründen, in denen von wissenschaftlicher Bemühung nichts enthalten ist. Dieses wird zu gegebener Zeit von der deutschen Hakenkreuzforschung überprüft und gewiß in anderes Licht gebracht werden.

Nachrichten

Professor Conrad Matschoß †

Am 20. März verstarb unerwartet nach kurzer, schwerer Krankheit unser Mitglied der Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der vor- und frühgeschichtlichen Metallgewinnung und Metalltechnik im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, der verdiente langjährige Direktor des Vereins Deutscher Ingenieure im NSBDT., Professor Dr. Conrad Matschoß. Die deutsche Wissenschaft verliert in ihm einen unermüdlich tätigen Forscher, dessen vielseitige Erfahrungen und Forschungsergebnisse auch für die deutsche Vorgeschichtswissenschaft fruchtbar geworden sind. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Johannes Schomaker gefallen

In den harten Abwehrkämpfen im Osten fiel am 5. Februar der Obergefreite in einer Panzerabteilung, Inhaber des EK. II. und des Panzersturmabzeichens, Johannes Schomaker. Als Sohn des Gastwirtes Schomaker in Dümmerlohausen war er in den Reihen des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte kein Fremder und hat namentlich den Ausgrabungen des Reichsamtes für Vorgeschichte der NSDAP. großes Interesse entgegengebracht und oft wertvolle Hilfe geleistet. Die Entdeckung der Steinzeitdörfer im Wasser des Dümmers ist sein Verdienst.

Kapitän Paul H. Kuntze gefallen

In dem schweren Ringen um unseres Volkes Zukunft starb am 15. April Korvettenkapitän a. D. Paul H. Kuntze, Gauhauptstellenleiter der Auslandsorganisation der NSDAP., z. Z. Major der Luftwaffe und Inhaber des EK. I. und II. Kl. von 1914—1918 den Heldentod.

In den Reihen des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, dem er als Mitglied angehörte, war Major Kuntze bekannt und geachtet, hatte er doch unsere Wissenschaft durch sein erfolgreiches und viele neuartige Erkenntnisse vermittelndes Buch über die deutsche und germanische Seefahrt bereichert. An den Arbeiten des Reichsamtes für Vorgeschichte hat er stets regen Anteil genommen und zuletzt noch die Forschungen in der Bretagne durch Vermittlung wertvoller Luftbilder unterstützt. Wir werden diesem, mit großer Liebe an seinem Seemannsberuf hängenden Forscher und Schriftsteller, dem vorbildlichen, zum letzten Einsatz bereiten Offizier, stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Hermann Phleps 65 Jahre alt

Am 1. Juni beging der in den Reihen des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte bestens bekannte Danziger Hochschulprofessor, Dr. Hermann Phleps, seinen 65. Geburtstag. Selber in Birthälm (Siebenbürgen) geboren, entstammt er einer der ersten dort eingewanderten deutschen Familien. Mit welcher Zähigkeit diese deutschen Einwanderer durch Jahrhunderte hindurch die hohe Kultur und Tradition unseres Volkes bewahrten und ihrer Umgebung weitervermittelten, ist allgemein bekannt. Wohl ihren schönsten Ausdruck fand sie in der dort entfalteten trutzigen Baukunst. Dem Studium der Architektur, und zwar speziell der mittelalterlichen Baukunst und der deutschen Holzbaukunst galt daher auch die ganze Vorliebe und Begeisterung des jungen Phleps, der nach Absolvierung der deutschen Oberrealschule in Hermannstadt an der Technischen Hochschule zu Wien und Karlsruhe studierte, um dann 1907 in Dresden zum Dr. ing. zu promovieren. Noch im gleichen Jahre wurde er als Assistent an die Technische Hochschule zu Danzig berufen. Dort fand er ein reiches vielseitiges Wirkungsfeld, dem er auch nach seiner Ernennung zum Professor (1913) und schließlich Ordinarius (1936) stets treu geblieben ist.

Besondere Verdienste erwarb er sich durch seine Forschungen zur Aufhellung der hochentwickelten germanischen Baukunst während der Frühzeit unseres Volkes, ein Stoffgebiet, zu dem seine engen Bindungen an die siebenbürgische Heimat mit ihren, der altgermanischen Zeit nahestehenden Baudenkmälern immer wieder aufforderte. Ihren vielleicht eindrucksvollsten Niederschlag fanden gerade diese Forschungsergebnisse in dem 1934 erschienenen Buch „Ost- und westgermanische Baukultur, unter besonderer Berücksichtigung der ländlichen Baukunst Siebenbürgens". Ein weiteres Werk über Holzbaukunst ist im Erscheinen. Ohne auf sonstige Einzelveröffentlichungen einzugehen, sei hier nur betont, daß Professor Phleps den Reichtum seiner wissenschaftlichen Arbeiten und Neuergebnisse in zahllosen Aufsätzen und Schriften über germanische Holzbaukunst, farbige Außenarchitektur, Handwerk, Baukultur Siebenbürgens und Danzigs, ferner über ästhetische Fragen in der Architektur niederlegte.

Somit wurde dieser ausgezeichnete Kenner der Vergangenheit unseres Volkes zum berufenen Künder germanischen Kulturschaffens und zum Mitstreiter unserer jungen völkischen Vorgeschichtsforschung. Der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte gedachte seiner an seinem Ehrentage mit dem aufrichtigen Wunsche, daß er unserer deutschen Wissenschaft noch lange Jahre in unverminderter Schaffenskraft erhalten bleiben möge.

Professor Engel, Rektor der Universität Greifswald

Der Beirat des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Professor Carl Engel, ist zum Rektor der Universität Greifswald ernannt worden. Die feierliche Rektoratsübergabe fand in Anwesenheit des Gauleiters Schwede-Coburg am 2. Juni statt. Als Vertreter des Reichsbundes und des Reichsamtes für Vorgeschichte nahm Dr. Hülle daran teil.

50 Jahre Brandenburgia

Die dem Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte angeschlossene Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz „Brandenburgia" konnte im März auf ihr 50jähriges Bestehen zurückblicken. Gegründet wurde sie im März 1892 von Geheimrat Ernst Friedel als eine besondere Pflegestätte für berlinische und märkische Vorgeschichte, eine Aufgabe, für die sich ihre Mitglieder mit nimmermüdem Eifer und Erfolg einsetzten. Als Gedenkfeier fand am 25. März ein Vortragsabend statt, an dem der Leiter der Gesellschaft, Professor Solger, über „50 Jahre Brandenburgia" sprach. Die Veranstaltung schloß mit einem Lichtbildvortrag von Kreismuseumsdirektor Mirow über „Märkische Glocken".

Ostiagung deutscher Wissenschaft

Im Rahmen der vom Reichsminister, Reichsleiter Alfred Rosenberg, in der Zeit vom 24. bis 27. März einberufenen großen Ostlandtagung in der Reichshauptstadt fanden am 26. März Arbeitstagungen der einzelnen wissenschaftlichen Fachgebiete, darunter der Fachgruppe Vor- und Frühgeschichte, statt. Nach der Eröffnung durch Ministerialrat Scheidt ergriff zunächst der Beauftragte für Vor- und Frühgeschichte in den besetzten Ostgebieten, Reichsamtsleiter Professor Dr. H. Reinerth, das Wort. In klarer Weise umriß er in einer allgemeinen Überschau „Ziel und Aufgaben der Vor- und Frühgeschichtsforschung in den besetzten Ostgebieten". An Hand von Lichtbildern erläuterte sodann der Beauftragte für Vor- und Frühgeschichte im Reichskommissariat Ostland, Professor C. Engel, Greifswald „Stand und Planung der Vor- und Frühgeschichte im Reichskommissariat Ostland"; desgleichen der Beauftragte für Vor- und Frühgeschichte im Reichskommissariat Ukraine, Professor R. Stampfuß, Kiew, den „Neuaufbau der Vor- und Frühgeschichtsforschung im Reichskommissariat Ukraine". Beide Redner gaben anfangs einen Überblick über den vorgefundenen Stand der Forschung in den beiden genannten Gebieten, um dann kurz aufzuzeigen, welche Aufgaben der deutschen Wissenschaft hieraus im einzelnen erwachsen und welche Wege zu ihrer Lösung bereits angebahnt oder beschritten werden konnten.

Vortrag der Gruppe Berlin des Reichsbundes Germanische Reiche in Schlesien

Die Winterveranstaltungen des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Berlin schlossen am 26. März mit einem Lichtbildvortrag des Landesleiters im Reichsbund, Direktor Dr. Raschke vom Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege in Ratibor, über „Germanen im oberen Oderraum". Der Redner stellte heraus, daß Schlesien schon während der Frühzeit unseres Volkes stets ein wichtiger Vorposten germanischer Staatenbildung und Kultur gewesen sei. Vor rund 3000 Jahren hielten hier zunächst die Bastarnen und Skiren ihren Einzug. Ihnen folgten als Kulturträger die ostgermanischen Wandalen, Goten und Langobarden. Aber auch nach deren teilweisem Abzug nach Süd- und Westeuropa, also während der nun einsetzenden „Slowenenzeit" machte sich in Schlesien ein starker germanischer Einfluß geltend: von Westen her der fränkische und dann vom Norden her der wikingische, bis endlich im 11. Jahrhundert dieses wichtige Kernland im deutschen Ostraum endgültig dem deutschen Volksboden wiedergewonnen wurde.

Metallzentrum in Mitteldeutschland vor 4500 Jahren

Auf Einladung des Metall u. Erz-Verein im NSBDT. sprach am 16. April der Leiter der Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der vor- und frühgeschichtlichen Metallgewinnung und Metalltechnik im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Hüttendirektor W. Witter in der Technischen Hochschule zu Berlin „Über den Stand der Metallforschung (Kupfer und Bronze) im Dienste der deutschen Vorgeschichtswissenschaft". Der um die Klärung dieser wichtigen Frage bereits hochverdiente und vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte mit dem Gustaf Kossinna-Preis ausgezeichnete Forscher gab zunächst einen Überblick über den Stand der Metallforschung seit Beginn der chemischen Untersuchungsmethoden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Als Krönung seiner Ausführungen wies er auf Grund eigener Forschungsarbeiten sodann nach, daß sich — entgegen der bisher herrschenden Anschauung — unabhängig vom Orient in Mitteldeutschland vor rund $4^1/_2$ Jahrtausenden ein Metallindustriezentrum mit umfangreichen Erzlagerstätten herausgebildet habe, getragen von dem selbständigen Erfindergeist nordischen Menschentums.

Reiche Steinzeitfunde bei Münster

Bei Geländearbeiten in der Nähe von Münster wurden zahlreiche Feuersteinfunde gehoben, die der Jüngeren Steinzeit angehören. Außer Schabern, Klopfern, Meißeln, Beilen, Bohrern, Messern und ähnlichen Gerätschaften wurden auch ein Spinnwirtel und zwei Tongefäße geborgen.

Römische Münzfunde in Mähren

In Südmähren wurden Begräbnisstätten aus der Quadenzeit aus dem 4. Jahrhundert entdeckt. Damals stand dieser germanische Volksstamm, ebenso wie die benachbarten Markomannen im Kampf gegen das römische Weltreich. Wie eng dessen ungeachtet auch die Handelsbeziehungen zwischen dem böhmisch-mährischen Raum über die Alpen hinweg nach Italien waren, lehren erst neuerdings bei Steinitz gefundene römische Münzen, u. a. der Kaiser Antonius Pius und Marc Aurel.

Westgermanische Gräber in der Mark

Bei Frühjahrsarbeiten am Eichberge in der Neumark gelang es, eine germanische Urnenbestattung zu bergen. Es handelte sich um ein Einzelgrab mit Leichenbrandresten in einer Urne und beigegebener Fibel und Gürtelschnalle aus Eisen. Bei weiteren Nachforschungen konnten in der Nähe noch andere Scherben und Knochenreste nebst Beigaben gehoben werden, darunter ein 16 cm langes Eisenmesser. Das prächtigste Stück bildete jedoch ein 4,4 cm langes Bronzeglied einer sauber gearbeiteten Trinkhornkette. Die Funde gehören dem 1. oder 2. Jahrhundert an, und zwar dem damals in der Mark ansässigen Volksstamm der Semnonen.

Neue Gräberfunde in St. Peter

Bei der Fortführung der Arbeiten an dem Gräberfeld im Gelände der Hermann-Göring-Werke bei St. Peter, Gau Oberdonau, konnten wieder reiche neue Funde gehoben werden. 41 weitere Gräber mit vielen Beigaben wurden freigelegt. Besonders zahlreich waren die Waffen vertreten, neben Pfeilspitzen und Messern, 9 Kurzschwerter und 1 zweischneidiges Langschwert. Unter dem Schmuck fielen besonders zahlreiche Beschlägstücke mit Spuren von Silber- und Goldtauschierung auf, Nadeln und Schnallen aus Bronze und Eisen, sowie ein Goldschmuck in Form eines Eisernen Kreuzes, aus dünnem Goldblech geschnitten, ein verzierter Goldknopf, eine Reihe silberner, getriebener Riemenzungen mit Nieten, doppelzeilige verzierte Beinkämme, Perlenketten aus buntem Glasfluß, eine schön ziselierte bronzene Zierscheibe, zahlreiche Gefäße u. a. m. Gleichzeitig wurden drei Pferdeskelette, jedoch ohne Schädel, entdeckt, von denen zwei sich fast vollständig erhalten hatten.

Bücheranzeigen

Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Ostgermanen. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1941. Verbesserter Neudruck der 2., völlig neubearbeiteten Auflage. 670 S., 2 Karten. Kart. RM. 28,—.

Das Buch stellt einen mit einigen Verbesserungen versehenen Neudruck der im Jahre 1933 erschienenen stark erweiterten 2. Auflage dar. Eine Verarbeitung der seither bekanntgewordenen neuen Forschungsergebnisse im Text konnte wegen der zur Zeit notwendigen Einschränkungen leider nicht stattfinden. Ein gewisser Ausgleich hierfür ist durch einen von Zeiß bearbeiteten Anhang angestrebt. Dieser Ausweg kann aber naturgemäß keinen vollwertigen Ersatz für eine ausführliche textliche Verarbeitung bieten, da die Anmerkungen sehr kurz gehalten sind und oft nur eine Literaturangabe geben wie z. B. in bezug auf die langobardische Wandersage, die gerade durch neue Forschungen (Klebel) wesentliche Aufklärungen erfahren hat, die im Gegensatz zu den sonst ausgezeichneten geschichtlichen Darstellungen Schmidts stehen.

Eine Würdigung der sorgfältigen und sehr verdienstvollen Arbeit des Verfassers ist bei Besprechung der älteren Auflagen vorgenommen worden. Wir begrüßen besonders auch das Eingehen auf die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung als Ergänzung zur geschichtlichen Darstellung, möchten jedoch mitunter wünschen, daß sie stärker ausschlaggebend seien. Wir denken hier wieder vor allem an die Langobardenfrage. Die Langobarden werden trotz vom Verfasser selbst geäußerter schwerwiegenden Bedenken den Ostgermanen zugerechnet, obwohl die Bodenfunde neben anderem doch in stärkerem Maße die westgermanische Zugehörigkeit beweisen. Diese Tatsache wird ja auch durch die Forschungen Klebels und Beningers, die hier allerdings aus besagten Gründen noch nicht berücksichtigt werden konnten, erhärtet.

Die Einschränkungen tun jedoch dem Gesamtwert des Werkes keinen Abbruch. Wir begrüßen vielmehr den Neudruck der für die Germanenforschung unentbehrlichen verständnisvollen Darstellung.

J. O. Plaßmann, Ehre ist Zwang genug. Gedanken zum deutschen Ahnenerbe. Ahnenerbe-Stiftung-Verlag, Berlin-Dahlem 1941. 224 S., RM. 6,80.

Das Buch bringt eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen, die im Laufe einiger Jahre von dem Verfasser geschrieben oder gehalten worden sind. Sein Titel ist dem ersten Beitrag entnommen, der zeigt, daß ein ausgeprägter Ehrbegriff den Wert der germanischen Persönlichkeit ausmacht. In ihm ruht auch die Größe des germanischen Gefolgschaftsgedankens, der darin gipfelt, als freier Mensch unter einem gewählten, völkisch denkenden und handelnden Führer Ehre zu gewinnen, für sich selbst, für das Volk, dem alle Gedanken zu dienen haben. Dieser Gedanke, der durch volkhaftes Denken und Handeln gebundenen Freiheit und Ehre durchzieht wie ein roter Faden auch die folgenden Aufsätze des Buches, gleich, ob sie sich mit der Würdigung germanisch-deutscher Männer aus Sage und Geschichte, mit Grundfragen zur germanischen Kultur, mit Germaniens europäischer Sendung, der Erneuerungskraft des deutschen Ostens oder mit sonstigen Lebensfragen unseres Volkes oder der europäischen Völker befassen. Solange unser Volk und die europäischen durch gleiche Rasse verbundenen Völker ihrer Art treu bleiben, werden sie zu großer Leistung fähig sein.

Germanen-Erbe, Heft 5/6, 1942 enthält Aufnahmen von: Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Berlin (S. 67—70); Westpreußisches Landesmuseum, Danzig (S. 80); Fotograf R. Heß, Wolgast/Pom. (S. 82 Abb. 10); Universitetets Oldsaksamling, Oslo (S. 70 Abb. 5); Prof. H. Phleps, Danzig (S. 90); Hans Retzlaff, Berlin (Titelbild u. S. 65); Prof. E. Schaffran, Wien (S. 73—77)

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70 861. — Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2. Printed in Germany.

Nr. 14. Der Reiter von Valsgärde (Wikingerzeit, 6. Jahrhundert)

Ausführliche Prospekte kostenlos!

Bilder zur deutschen Vorgeschichte

1. Urmenschen auf der Höhlenbärenjagd (Zeit des Neandertalers, letzte Zwischeneiszeit).
2. Höhlenleben zur Älteren Steinzeit.
3. Wohnplatz der Mittleren Steinzeit. Um 8000 v. d. Ztr. (noch nicht erschienen).
4. Eine Siedlung zur Jüngeren Steinzeit.
5. Handwerk und Handel zur Bronzezeit.
6. Leichenverbrennung bei den Germanen zur Eisenzeit.
7. Das Hakenkreuz in fünf Jahrtausenden.
8. Germanische Sonnenwendfeier (Bronzezeit).
9. Germanisches Gehöft z. Beginn u. Ztr. (Wehrhaftes Bauerntum).
10. Bau eines Großsteingrabes (Jüngere Steinzeit).
11. Germanische Baumsargbestattung zur Bronzezeit.
12. Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Ztr.
13. Germanische Tracht zur Eisenzeit um 400 n. d. Ztr.
14. Der Reiter von Valsgärde (Wikingerzeit, 6. Jahrh.).
15. Das Königsgrab von Seddin. Hügelgrabbestattung eines germanischen Fürsten um 800 v. d. Ztr.

Größe der Bilder: Nr. 1—13, 15 75×100 cm, Nr. 14 Bildgröße 50×70 cm, Blattgröße 55×78 cm.

Preise: Nr. 1—13, 15 je unaufgezogen RM. 3.60, schulfertig RM. 4.25, auf Pappe RM. 6.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 7.80; Nr. 14 unaufgezogen RM. 5.—, schulfertig RM. 5.55, auf Pappe RM. 7.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 8.50.

Preise der Erläuterungen: zu Nr. 1 u. 9 je RM. —.90, zu Nr. 4, 6, 8, 10, 14 und 15 je RM. —.80.

Genehmigt und zur Anschaffung empfohlen von der Prüfungsstelle für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP.

F. E. Wachsmuth / Leipzig C 1, Kreuzstraße 3

Der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte

vereinigt alle Vorgeschichtsfreunde und Vorgeschichtsforscher zu gemeinsamer Arbeit auf völkischer Grundlage. Seine Aufgabe ist die Erschließung und Verbreitung unverfälschten Wissens über die Geschicke und Kulturleistungen unserer nordisch-germanischen Vorfahren auf deutschem und ausländischem Boden. Die Verpflichtung der arteigenen Vorzeit gegenüber soll wieder jeden Deutschen mit Stolz erfüllen! Wer mit uns der Überzeugung ist, daß die vorgeschichtlichen Jahrtausende für die Gestaltung der ewigen Werte unseres Volkstums mehr bedeuten als die kurze Spanne geschriebener Geschichte, der

werde Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte!

Als Kundgebung für deutsche Vorgeschichte findet jährlich, abwechselnd in allen deutschen Stammesgebieten, eine Reichstagung statt, bei der in Vorträgen, Führungen und Ausgrabungen Denkmäler der deutschen Vorzeit behandelt und gezeigt werden.

Anmeldungen sind an die Reichsleitung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, zu richten. Anschriften: Bundesführer: Prof. Dr. H. Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8; Kassenwart: C. Berger, Leipzig C 1, Kreuzstraße 2. — Der Mitgliedsbeitrag beträgt RM 16.— (auch für Mitglieder im Ausland). Beitragszahlungen erbeten auf Postscheckkonto Leipzig 28 (Joh. Ambr. Barth) mit Zahlvermerk „Für Reichsbund". Die Mitglieder erhalten den „Mannus", Zeitschrift für Deutsche Vorgeschichte, mit jährlich vier Heften im Umfang von insgesamt 34 Bogen oder die Monatsschrift „Germanen-Erbe" kostenlos. Sie haben Anspruch auf Lieferung der „Mannusbücherei" zum Vorzugspreise.

Bilder zur deutschen Vorgeschichte welche von dem Amt für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. **genehmigt und zur Anschaffung** empfohlen wurden, erscheinen im

Pestalozzi-Fröbel-Verlag, Leipzig C 1

Die außerordentlich eindrucksvollen Bilder, welche nach Angaben von Prof. Dr. Hans Reinerth und Prof. Dr. Walther Schulz von Kunstmaler Jung-Ilsenheim und Prof. Wilh. Petersen in vollendeter Gestaltung geschaffen wurden, sind nicht nur Schulbilder, die der Forschung entsprechend zeigen, auf welch hoher Kulturstufe unsere Vorfahren standen, sondern auch wirkliche Kunstblätter, die verdienen, als Wandschmuck einen Ehrenplatz zu erhalten! **Verlangen Sie kostenlos Prospekte.**

Lehrsammlungen

zur Steinzeit und Urgermanischen Zeit

Fundgetreue Nachbildungen, erstellt unter Mitwirkung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

Lehrmittelverlag Rudolf Weber-Ullrich
Köln, Friesenplatz 24

Die Rechtsstellung der germanischen Frau

Von Dr. Gerda Merschberger, Berlin. V, 197 Seiten mit 21 Abbild. im Text. 1937. gr. 8°. RM. 12.60, geb. RM. 14.—, Vorzugspreis*) RM. 10.70, geb. RM. 12.10

(Mannus-Bücherei Bd. 57)

Vergangenheit und Gegenwart: Die Untersuchung hat unter Verarbeitung eines reichen Quellenstoffes die rechtlichen Verhältnisse der Geschlechter bei den Germanen zum Gegenstand. Sie gelangt dabei zu der an sich nicht neuen, aber wiederholt bestrittenen Feststellung der Rechtsgleichheit beider Geschlechter.

*) Für Mitgl. d. Reichsb. f. Dtsche Vorgeschichte, Bez. d. Zeitschr. „Mannus", d. „Mannus-Bücherei" sowie b. Bestellg. v. 3 verschied. Bänden dies. Sammlg.

Johann Ambrosius Barth
Verlag / Leipzig

Handbuch der vorgeschichtlichen Sammlungen Deutschlands

Herausgegeben von Prof. Dr. **Hans Reinerth**, bearbeitet von Dr. G. Merschberger. (Reichsbund f. Deutsche Vorgeschichte und Reichsamt für Vorgeschichte der NSDAP.) Teil I. Süd- u. Mitteldeutschland einschließlich des Protektorats Böhmen und Mähren. XV, 490 S. mit 12 Tafeln und 5 Ausklappkarten. 1941. DIN A 5. Geb. RM. 16.—

„Möge das Handbuch beitragen zur planvollen und lebendigen Neugestaltung unserer Museen und der Werbung dienen für den stillen, bescheidenen und doch so wichtigen Dienst, der in ihnen nicht zuletzt für die Neuwertung unserer Geschichte und die Erstarkung unseres Volkes getan wird!"
Prof. Hans Reinerth beantwortet mit diesem Schlußsatz seines Vorwortes umfassend die Frage nach dem „Warum" des Werkes. Wer kennt denn überhaupt unsere vorgeschichtlichen Museen und weiß, welche Schätze sie beherbergen? Ueber den engeren lokalen Kreis der Fachfreunde hinaus nur ganz wenige. Und dabei enthält jede einzelne Sammlung, selbst die kleinste, unschätzbare Werte vom Erbe unserer Vorfahren. Ihr Hausgerät, ihre Waffen, ihr Handwerkszeug, ihr Schmuck sind eindrucksvolle Zeugen ihres hohen Kulturstandes. Das Handbuch macht alles das dem Vorgeschichtsforscher und Vorgeschichtsfreund durch die wissensnotwendigen Angaben über die Museen selbst, über den Fundstoff, und die Arbeitsgebiete zugänglich und ermöglicht damit die Gesamtschau über das Vorhandene als

Reiseführer für die Vorgeschichte

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig